HD WIDENER
HW ILDH W

# ENGELHORN'S
## allgemeine
# ROMAN-BIBLIOTHEK.

Altweimarische
Liebes- und Ehegeschichten
von
Helene Bohlau.

0586
7.17

# *Engelhorns*
## *Allgemeine*

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

THE GIFT OF

OSWALD GARRISON VILLARD

CLASS OF 1893

OF NEW YORK

Hopfen, Paul Lindau, Adolf Wilbrandt, Rud. Voß, Ernst v. Wolzogen genannt — die beliebtesten Erzähler des Auslandes, vor allem Engländer und Franzosen, dann die Skandinavier, Italiener, Spanier, Polen, Russen, Ungarn etc.

---

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 [redacted] werden.

## Erster Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3. Conway, Aus Nacht zum Licht.
4. Praed, Zéro.
5. 6. Gréville, Wassilissa.
7. Aidé, Vornehme Gesellschaft.
8. 9. Ohnet, Gräfin Sarah.
10. Braddon, Unter der roten Fahne.
11. Halévy, Abbé Constantin.
12. Verga, Ihr Gatte.
13. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15. Theuriet, Gérards Heirat.
16. Gréville, Dosia.
17. Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18. 19. Norris, Eheglück.
20. Kielland, Schiffer Worse.
21. Colombi, Ein Ideal.
22. Conway, Dunkle Tage.
23. Boyesen-Spielhagen, Novellen.
24. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25. 26. Delpit, Ein Mutterherz.

## Zweiter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Der Steinbruch.
3. Lindau, Helene Jung.
4. Bret Harte, Marnja.
5. Die Sozialisten.
6. Halévy, Criquette.
7. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9. 10. Sarjeon, Zu fein gesponnen.
11. Kielland, Gift.
12. — Fortuna.
13. 14. Ohnet, Lise Fleuron.
15. Sarina, Aus des Meeres Schaum.
16. Frey, Auf der Woge des Glücks.
17. 18. Croker, Die hübsche Miß Neville.
19. Feuillet, Die Verstorbene.
20. Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind.
23. v. Klinger, Ein Fürstensohn. — Zerline.
24. Bret Harte, Von der Grenze.
25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

## Dritter Jahrgang.

Band

1. 2. Pemin, Die Versaillerin.
3. Braddon, In Acht und Bann.
4. Schjörring, Die Tochter des Meeres.
5. 6. Malot, Lieutenant Bonnet.
7. About, Pariser Ehen.
8. Marryat, Hanna Warners Herz.
9. 10. Boyesen, Eine Tochter der Philister.
11. Gréville, Savelis Büßung.
12. 13. Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14. Pasqué, Die Glocken von Plurs.
15. 16. Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
17. Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
18. Reade, Ein einfach Herz.
19. 20. Malot, Baccarat.
21. Norris, Mein Freund Jim.
22. Sienkiewicz, Hanna.
23. de Tinseau, Das beste Teil.
24. 25. Conway, Lebend oder tot.
26. de Bonnières, Die Familie Monach.

## Vierter Jahrgang.

Band

1. 2. Haggard, Eine neue Judith.
3. Ohnet, Schwarz und Rosig.
4. Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5. 6. Pemin, Jahre des Gärens.
7. Lafontaine, Gute Kameraden.
8. Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9. 10. Malot, Zita.
11. Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12. Voß, Kinder des Südens.
13. 14. Fogazzaro, Daniele Cortis.
15. Sarjeon, Die Herz-Neune.
16. 17. Ohnet, Sie will.
18. v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
19. Sarina, Um den Glanz des Ruhmes.
20–22. Daudet, Der Nabob.
23. Burnett, Der kleine Lord.
24. Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25. 26. Braddon, Stella.

## Fünfter Jahrgang.

Band
1. 2. Hopfen, Robert Leichtfuß.
3. Daudet, Der Unsterbliche.
4. Ouida, Lady Dorotheas Gäste.
5. 6. Memini, Marchesa d'Arcello.
7. Was der heilige Joseph vermag.
8. v. Glümer, Alessa. — Keine Illusionen.
9. 10. Philips, Wie in einem Spiegel.
11. Kielland, Schnee.
12. Claretie, Jean Mornas.
13. 14. Wood, Auf der Fährte.
15. v. Roberts, Satisfaktion.
16. Gravière, Die Scheinheilige.
17. 18. Ohnet, Doktor Rameau.
19. Peschkau, Frau Regine.
20. de Maupassant, Zwei Brüder.
21. 22. Sarina, Mein Sohn.
23. Gréville, Dosias Tochter.
24. Lie, Der Lotse und sein Weib.
25. 26. Daudet, Numa Roumestan.

## Sechster Jahrgang.

Band
1. 2 v. Wolzogen, Die tolle Komteß.
3. de Tinseau, Eine Sirene.
4. Philips, Jack und seine drei Flammen.
5. 6. Gunter, Mr. Barnes von New York.
7. Theuriet, Gertruds Geheimnis.
8. Conway, Wunderbare Gaben.
9. 10. Ohnet, Letzte Liebe.
11. Voß, Die Sabinerin.
12. Memini, Mia.
13. 14. Croker, Diana Barrington.
15. v. Heigel, Der reine Thor.
16. Pontoppidan, Ein Kirchenraub.
17. 18. Daudet, Die Könige im Exil.
19. Philips, Die verhängnisvolle Phryne.
20. 21. Ohnet, Sergius Panin.
22. Serao, Achtung Schildwache.
23. Rabusson, Salonidylle.
24. 25. Gunter, Mr. Potter aus Texas.
26. Murray, Ein gefährliches Werkzeug.

## Siebenter Jahrgang.

Band
1. 2. v. Roberts, Preisgekrönt.
3. Ohnet, Die Seele Pierres.
4. Theuriet, Zum Kinderparadies.
5. 6. Aidé, Imogen.
7. Daudet, Port Tarascon.
8. Hope, Ein Mann von Bedeutung.
9. 10. Galitzin, Ohne Liebe.
11. Norris, Die Erbin.
12. 13. v. Wolzogen, Die kühle Blonde.
14. de la Brète, Mein Pfarrer und mein Onkel.
15. Voß, Der Mönch von Berchtesgaden.
16. 17. Haggard, Oberst Quaritch.
18. Peschkau, Noras Roman.
19. de Renzis, Auf Vorposten und andere Geschichten.
20. 21. de Tinseau, Versiegelte Lippen.
22. Jeffery, Aus den Papieren eines Wanderers.
23. Theuriet, Mein Onkel Scipio.
24. 25. Delpit, Wie's im Leben geht.
26. de Renzis, Verhängnis.

## Achter Jahrgang.

Band
1. 2. Croker, Irgend ein Anderer.
3. Gordon, Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge.
4. Feuillet, Künstlerehre.
5. 6. Böhlau, In frischem Wasser.
7. Norris, Die geprellten Verschwörer.
8. Gordon, Daphne. Deutsch von F. Spielhagen.
9. 10. Remin, Ein Genie der That.
11. Poradowska, Mischa.
12. 13. v. Wolzogen, Der Thronfolger.
14. Colombi, Im Reisfeld. — Ohne Liebe.
15. Mairet, Eine Künstlerin.
16. 17. Gunter, Miß Niemand.
18. Heyse, Das Marienkind.
19. Villinger, Schwarzwaldgeschichten.
20–22. Daudet, Jack.
23. Der schwarze Koffer.
24. Mairet, Der Affenmaler.
25. 26. Masterman, Schwer geprüft.

Forts. siehe 4. Seite d. Umschlags.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der beſten modernen Romane aller Völker.
Vierzehnter Jahrgang. Band 3.

# Altweimariſche Liebes- und Ehegeſchichten.

Von

Helene Böhlau.
(Frau al Raſchid Bey.)

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1897.

586.37.17

HARVARD COLLEGE
Jan 28. 1929
LIBRARY

Oswald Garrison Villard.

Alle Rechte, namentlich das Ueberſetzungsrecht, vorbehalten.

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

# Im alten Rödchen zu Weimar.

Im Rödchen bei Weimar, da hat vor Zeiten ein Dorf gestanden; jetzt ist es ein einsames niedriges Gehölz von etlichen hohen Eichen und Buchen, Ahorn und Erlen überragt; das zieht sich, sanft ansteigend, bis an den weiten, schönen Buchenwald hin auf dem langgestreckten Rücken des Ettersberges, dem Wahrzeichen der guten Stadt Weimar.

Das Dorf ist längst vergessen und versunken, ein Bruderkrieg hat es vom Heimatboden weggefegt, wie so manches andre Dorf und Städtchen, von dessen Dasein kein Mensch mehr weiß.

Aber einst hat es gestanden und geblüht, das Dörflein Roda bei Weimar, und Doktor Faust, der Wundermann, soll, so erzählt man sich, in Roda geboren sein, also so nahe dem Orte, wo er in großer Verklärung für ewige Dauer auferstehen sollte.

Im Rödchen bei Weimar gehen mancherlei Sagen um, die aus versunkenen, vermoderten Mauerresten aufsteigen, wie es auf verlassenen Stätten vergessener Menschen zu geschehen pflegt. Ueber dem Ganzen liegt ein eigener Zauber — eine wehmütige Stille. Der Duft von frischem und gefallenem feuchten Laub verbindet sich eigentümlich scharf. Das macht das Erlen- und Eichenlaub, das auf nassem Grunde zu dichter Decke sich verbunden hat.

Im Rödchen steht ein Wirtshaus und davor, unter jungen Bäumen, einige grau verwitterte Bänke.

Auch dieſes Wirtshaus hat jetzt etwas Melancholiſches, Vereinſamtes und Verwahrloſtes.

Noch zu Anfang unſres Jahrhunderts zogen die Weimaraner gern hinaus zum Rödchen, da gab es Feſte über Feſte dort.

Wo jetzt am Sonntag der eine oder andre kleine Bürgersmann mit Weib und Kind gelangweilt ſein Seidel ſaures Bier trinkt und vorſichtig ſich dazu auf die alten morſchen Bänke ſetzt, da war früher ein reges, warmes, heiteres Leben.

Und gerade dieſe heimlichen Neſter ſind es, über denen ſo eine weiche Stimmung liegt — ein Mollton, wie es über alten vergeſſenen Gärten zu klingen ſcheint, die von der jetzigen Generation nicht mehr heimgeſucht werden.

Das waren die Neſter der Empiremenſchen und deren Vorfahren; da haben ſie ſich harmlos wohlgefühlt, dahin ſind ſie gezogen, um glücklich und luſtig zu ſein.

Und wenn jetzt unter den Weimaranern noch ſo ein verſpäteter Kumpan ſtecken ſollte, der die Blutwellen der Leute Anfang dieſes Jahrhunderts und Ende des vorigen unvermiſcht ererbt hat, ſo ein Abkömmling, der ſich in ſeiner Zeit nicht heimiſch fühlt, ſo ein Träumer, der ſich nach etwas ſehnt, was er nie kannte, der wird einſam alte, vergeſſene Wege gehen, die einſt ſeine luſtigen Vorfahren ſo gern wanderten, nach Tröbsdorf, nach Süßenborn zum Aepfelwein, nach Nora, Taubach und auch zum Rödchen.

Und überall wird er alte mürbe Bänke finden.

Unter dem Hausrat der vergeſſenen Wirtſchaften werden hie und da noch ſteife uralte Täßchen ſein, die die Empireleute zurückließen. Und er wird aus ſo einem Täßchen mit Wehmut trinken und ſich nach Menſchen, die er nie kannte, wie nach guten Kameraden ſehnen. Er wird hie und da in dieſen Neſtern noch auf ein altes Gartenhaus ſtoßen, auf einen morſchen, gemütsgrün geſtrichenen Fenſterladen, und alles wird ihm zu Herzen ſprechen. Aber es iſt wenig, was zurückgeblieben iſt — und wir verſtehen es nicht mehr.

Und wohl uns, daß wir es nicht verſtehen — denn verſtünden wir's, würde es uns fehlen auf Schritt und Tritt, das heimliche, ſeelenruhige Behagen der Alten, ihr harmloſer Lebensgenuß.

Eine andre Zeit geht über die Erde hin — eine ganz

andre Zeit; allmählich zerfallen und verschwinden die Nester mit den gemütsgrün gestrichenen Fensterläden, den rosa Mauern, den alten Gärten, wo sich unsre Vorfahren einst des Lebens gefreut.

Oben im Rödchen war einst das Haus schmuck und sauber — ganz wie es sein mußte, und ein bemoostes Dach deckte die rosa Mauern — und wo jetzt rings ums Haus klitschiger feuchter Rasen ist und Huflattich wächst und ein paar Hühner trübselig gackern, war ein Garten, ein ganz wunderschöner; Reseda und Flox und Centifolien und Pfingstrosen, Ritterſporn und Nachtviolen, Verbenen und Kapuzinerkresse, Obstbäume, von denen noch ein paar wenige uralte Krüppel vor etlichen Jahren standen, Beerensträucher und Himbeerhecken und alles lustig durcheinander und lauschige ländliche Lauben.

Auf dem einsamen Hause lag von alters her ein Schankrecht, das der damalige Förster zu seinem und der Weimaraner Nutzen vortrefflich auszuüben verstand.

Eigentlich war es die Frau Försterin, der diese Ehre gebührte, Haus und Hof so wohl in stand zu halten und es den Gästen behaglich zu machen, vorzüglich zu braten und zu backen, der Försterin und den Töchtern; der Alte kümmerte sich nicht groß darum, der hatte im Ettersberg sein Revier, das ihm Arbeit genug brachte, so daß er den ganzen Tag auf den Beinen war.

Wenn er spät von draußen heimkehrte, sah er es gern, wenn er noch ein paar Leute in dem Gastzimmer vorfand, zu denen er sich dann setzte, um noch ein Partiechen zu machen und zu paffen. Es war ein großer riesenstarker Mann, ein wahrer Wetterbär, der nichts im Kopfe hatte, als seine Pflicht zu thun und von jedem, der mit ihm in Verbindung stand, zu verlangen, daß er die seine thäte. Zu Hause hielt er strenges Regiment. Es war ihm nicht ganz recht, daß die Frau ganz Wirtsfrau geworden war. Da es aber einmal so gekommen, sollte auch das in Ordnung vor sich gehen.

„Daß du mir nicht knappst und geizt, wie das die Frauenzimmer an der Art haben," sagte er. „Einem jeden sein voll gerüttelt Maß, wie's ihm gebührt, nicht mehr und nicht weniger."

Er wollte nicht, daß es drunten in Weimar hieße, der alte Walter machte sich mit seiner Wirtschaft Geld.

„Wie sich's gehört, nicht mehr und nicht weniger!"

Was aber mehr als die Redlichkeit des Alten zog, und ebenso wie die guten Werke der Försterin, wie der Kaffee und die Kräpfel und das selbst eingelegte und zu Zeiten auch selbst gebraute Bier und die saftigen Schinkenbrote und was es sonst noch gab, das waren die Kinder des Försters, die drei Mädchen.

Der Förster, der an seinen Mädchen mit einer Liebe hing, wie nur große, bärenhafte Menschen etwas Junges, Hübsches, Zierliches zu lieben verstehen, hatte seine Jüngste, die Ludovikchen hieß, mit dem Kosenamen Schlimpimperlein umgetauft und die zweite, ein dunkeläugiges hübsches Mädchen, das nach der Mutter geartet war und tapfer mitwirtschaftete, rief er Ludschevadel und die Aelteste, die schon verheiratet war, hatte er ihr Lebtag nicht anders als Schmirankel genannt.

Und niemals rief er seine Töchter anders, als mit den Namen, die er ihnen selbst gegeben. Von ihrer Kindheit an hatte er nicht leiden können, wenn irgend etwas an ihnen nicht sauber war. Sie hätten sich dem Vater nicht in einem befleckten Kleide, einer schmutzigen Schürze oder mit wirrem Haar zeigen dürfen, da konnte er ganz außer sich geraten, wenn er dergleichen an ihnen bemerkte.

Die allerliebste war ihm, wie das fast immer der Fall ist, die Jüngste, das Schlimpimperlein.

Das war ein dunkelblondes Mädchen, mit weißer Haut, einem weichen Gesichtchen, hellbraunen Augen und wie aus dem Ei geschält.

Sie war ein stilles feines Kind und wie mit einemmal ein blütenjunges vollkommenes Weibchen geworden, mit aller Klugheit und dem Selbstbewußtsein solch eines schönen Geschöpfchens. Der große bärenhafte Vater hing an diesem Mädchen mit einer fast demütigen Zärtlichkeit.

„Die hat mir keine trübe Stunde gemacht und ihrer Mutter auch nicht. Die ist so ruhig und wohlgesittet schon auf die Welt gekommen, nicht wahr, Alte?" sagte er wohl zu seiner Frau — „die war da, man wußte nicht wie."

Die Försterin mochte es wohl schon wissen, aber sie

nickte immer dazu, wenn ihr Mann das Schlimpimperlein so lobte.

Es war zur Welt gekommen, als der Förster im Ettersberge beim Holzschlag war — und als er abends heimkam, lagen Mutter und Kind und schliefen ganz wohlgemut. Das hat er dem Schlimpimperlein nie vergessen können.

Als seine beiden Aeltesten geboren wurden, das war ihm jedesmal „verflucht nahe gegangen", wie er sagte.

Schlimpimperlein aber hatte ihm diese, wie er sie nannte, „gottverdammten Stunden" erspart.

Aber eine „gottverdammte Stunde" hatte ihm die Aelteste auch noch eingebracht, das war — als die Mutter zu ihrem Alten eintrat, der gerade sein Nachmittagsschläfchen gehalten hatte, und sagte: „Du, bei uns drüben ist der junge Adjunkt; mit mir hat er schon gesprochen — er will nun zu dir."

„Was will er denn?" brummte er verschlafen in den Bart.

„Na, Alter — was wird er denn wollen, du?" Die Försterin legte ihm die Hand auf die Schulter und wollte ihn ein bißchen, halb in Verlegenheit, halb scherzend rütteln. Er stand aber wie ein Eichbaum.

„Du weißt's ja, Alter — der Adjunkt — thu doch nicht so!"

Aber der Alte rührte sich nicht.

„Ich weiß gar nichts," brummte er.

„Du mein Gott — das mußt du ja doch längst wissen — das weißt du ja — die Schmirankel will er und hat eben sehr, sehr artig bei mir angefragt — und möchte nun zu dir herein."

„Laß mich," kam es hart zwischen den Zähnen, die die Pfeife hielten, heraus.

„Na, Alter, geh — thu doch nich so. — Er steht schon draußen. Soll ich ihn denn nicht rufen — Alter?" sagte die Försterin ängstlich.

„Nein," sagte er und hielt sich steif und steifer.

„Na, du wirst doch nich — der Schmirankel ihrem Glück im Weg stehen wollen — da hast du ja gar keine Veranlassung — denk doch, so eine Partie!"

„Geh mir weg!" brummte er. „Macht, was ihr wollt

— das ist den Weibsleuten ihre Angelegenheit — Mich laßt's aus!"

Der Försterin war's, als wäre er dabei bleich geworden; — das mußte aber wohl eine Täuschung gewesen sein, bei so einer Gelegenheit. Aber er hatte den Hut genommen und war, ohne rechts oder links zu sehen, aus dem Hause gegangen, so daß die Försterin ihn noch aufhalten mußte, um zu fragen: „Na, was soll ich ihm denn aber sagen — du?"

„Was du willst! Mich sollst du in Frieden lassen!"

Und fort war er — und kam abends, als alle längst zu Ruhe gegangen waren, erst wieder heim — hat sich aber später mit dem Adjunkten ganz gut befreundet, trotzdem in der ersten Zeit eine stehende Redensart bei ihm war: „Für fremde Leute seine Kinder erziehen, das fehlte mir." —

Schmirankels Hochzeit war noch ein böser Tag für den Riesen, ein Tag, den er in allen Ausdrücken, die ihm zu Gebote standen, verfluchte. Dann ging es aber besser, als er dachte.

Schmirankel kam oft von Weimar herauf, allein und mit dem Manne, und das waren allemal Festtage. Schmirankel, die manchmal übellaunig gewesen war, benahm sich, wenn sie zu Besuch war, wie die gute Stunde selbst und der Adjunkt war wie ein Sohn. „So ein großer fix und fertiger Sohn ist mir mit einemmal ins Haus gekommen," sagte der Vater einmal schlau zur Mutter — als hätte er etwas ganz besonders Ueberraschendes ausfindig gemacht.

Försters waren glückliche Leute und galten auch dafür.

Möchte wissen, wenn da oben im Rödchen ruppiges Volk gesteckt hätte, oder eine einsame alte Wirtsfrau mit einer schmutzigen Kellnerin, ob da das Rödchen so einen Zulauf gehabt hätte, wie zur Zeit, als das Glück und das Behagen selbst dort wohnte; als da oben nicht geknappst und gespart wurde, als sie da oben noch Blumen zogen und der Garten in einem Flor stand, daß man seinesgleichen hätte suchen können. In dem Garten, in den stillen ländlichen Lauben, da saßen des Nachmittags die alten Damen beim Kaffee und die unverbesserlichsten unter ihnen machten ihr Partiechen miteinander. — Wie der Flox im Rödchen duftete

und die zarten Verbenen und die Büschel Reseda, die am Wege hin wuchsen, das findet man nirgends mehr so, und die alten Damen wurden von Anna, die im Hause Ludschevadel hieß, so verständig und brav bedient, daß sie alles Lobes voll waren. Frau von Goethe, als Frau Geheimrätin von Goethe und auch als Mamselle Vulpius ging gar zu gern hinauf ins Rödchen, und die Schopenhauern und Adele. Auch dem Arthur Schopenhauer hatte es das Rödchen angethan, der spazierte mit Vorliebe, wie mir das Ratsmädchen, die Röse, in ihren alten Tagen erzählt hat, auf der großen aufsteigenden Wiese umher, die sich neben dem Rödchen, von Tannen umsäumt, bis zu den vollzweigigen Buchen des Ettersberges hinaufzieht und von der aus man einen wunderhübschen Blick auf Weimar hat; aber der Arthur Schopenhauer kehrte auch mit Vorliebe bei Försters ein und man neckte ihn ein wenig mit Walters Ludschevadel, von der er gesagt haben soll, daß sie das einzige vernünftige Frauenzimmer in ganz Weimar sei.

Für das junge Volk und die lebhafteren Gemüter standen Bänke und Tische außerhalb des Blumengartens unter einer hohen Linde, die mächtig aufgewachsen und die uralte Dorflinde des vergessenen Dörfleins Roda war, wie man erzählte.

Wenn diese Linde im Rödchen blühte, dann gab's ein Fest für Jung und Alt.

Unter der Linde war seit undenklichen Zeiten schon der Boden gedielt und manches Tänzchen hat der alte Baum, der nun längst gefallen ist, mit angesehen. Zur Lindenblütenzeit tanzten unter den Blüten die Menschen und oben zwischen den Blüten die Bienen, und die Vögel flogen ein und aus und die Fideln klangen, daß es eine Lust war.

Die Lauben, zu denen die schmalen Wege durch die Blumen und die überhängenden Beerensträucher führten, waren eben nur für die alten, vorsichtigen Damen, wenn die aber abends nach Hause gegangen waren, da nisteten sich allerlei lose Vögel dort ein, die die Abendkühle nicht scheuten, wie es die alten Damen thaten.

Manchmal hatten die Försterin und die Töchter wirklich alle Hände voll zu thun, da war kein Fleckchen unbesetzt.

Und wenn abends der Förster heimkam, rief es ihm

von allen Bänken entgegen: „Prost, Herr Förster!“ und hie und da machte man ihm Platz und er setzte sich mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt.

Das hatte er gern, so einen Empfang, und die Gäste hatten alle den Riesenmenschen gern. Niemand hatte etwas gegen ihn, und das wußte er, das war sein Stolz.

Es war ein prächtiger Riese, der Förster, und sah, wie er schon ein gut Stück über die Fünfzig hinaus war, so frisch und mächtig aus wie ein Stück Hochwald; er war so ein rechter Forstteufel und unangekränkelt.

Wenn er etwas sagen wollte, riß er zuvor den Mund hoch auf, daß seine großen Zähne glänzten, und schaute sich die Leute vergnügt an und dann schnappte er erst wieder zu und fing zu sprechen an.

Wer ihn sah, der wurde guter Laune.

Nur nachmittags, nach dem Schläfchen, war ihm eine Weile nicht zu trauen.

Die alte Madame Kummerfelden, die ihrer Zeit in Weimar, Leipzig und Hamburg eine recht angesehene Schauspielerin gewesen war und jetzt auf ihre alten Tage unten in Weimar eine Nähschule gegründet hatte, die sehr in Flor und Achtung stand und die sie in ihrem eigenen kleinen Hause abhielt, das „am Entenfang“ hieß, weil es an einer Schleuse des Lottenbaches lag, bis zu der die Enten von der Lottenmühle ihre Reisen ausdehnen konnten, — diese alte Madame Kummerfelden, die oft, wenn sie Ferien in ihrer Nähschule gegeben hatte, bei Försters oben tagelang steckte, sagte, wenn sie ihrem großen Freund, dem Förster, nach seinem Schläfchen in den Weg lief: „Da geht er umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge.“

So war es auch, er band dann gern mit aller Welt an und suchte Streit, und wer im Hause irgend konnte, der ging ihm dann aus dem Wege.

In dem Manne steckte eine Riesenhaftigkeit, die er sonst ganz gut zu beherrschen wußte, aber in der schwachen Stunde nach dem Schläfchen, in der er noch nicht alles wieder recht beisammen hatte, brach sie ihm wie unter den Händen hervor.

Und bei noch einer Gelegenheit war er ganz armselig. Er litt etwas an der Gicht, oder am Podagra, am „Bock“

sagte er, denn er war jahrelang in Tirol bei einem vornehmen Herrn Förster gewesen, und in Tirol nennt man das Podagra: „den Bock".

Wenn er den Bock hatte, war er hilflos wie ein Kind und kroch mit seinem Bock ins Bett und machte einen Spektakel, so daß alle im Haus Respekt vor des Vaters Bock hatten.

„Vatter," sagte Ludschevadel, wenn er nicht so ganz bei Laune war, „Vatter, was ist Ihnen denn?"

„Der Bock noch lange nicht!" brummte er dann.

Da war dieser aber gewöhnlich schon im Anmarsch, denn sonst hatte der Förster keine schlechte Laune, und dann begann ein großes Treiben im Haus, dann mußten Betten gewärmt werden und Habersäcke ließ er sich heiß machen, alle zehn Minuten einen, und allerhand Thee wollte er trinken, um nur um Gottes willen seinen Bock los zu werden.

Da mußte jeder Gast zurückstehen und alles zurückstehen. Das wußten die Leute auch; wenn sie an dem Tag kamen, an dem der Förster den Bock hatte, durften keinerlei Ansprüche gemacht werden.

Der Bock gehörte nun einmal mit in die Familie und man mußte seit Jahren schon mit ihm rechnen.

Dem Förster war es gar nicht recht, daß sie seinen Bock als so etwas ganz Gewöhnliches ansahen.

Der Förster hätte gewünscht, daß die Leute jedesmal in neues Entsetzen darüber mit ihm zusammen ausgebrochen wären. — Und wehe dem, der des Vaters Bock für einen Augenblick vergaß und im Uebermaß seiner Gesundheit einmal auflachte, dem machte der Förster die Hölle heiß.

Das war so eine eigene Sache mit dem Bock.

Eine ordentliche Verwundung hatte er als Ehrensache ohne Augenzwinkern ertragen. Das war etwas für Männer, dagegen hatte er nichts einzuwenden und hatte es auch durchgemacht.

Er hatte einst einen Hieb über seinen Dickkopf bekommen, daß die Schwarte eine Handbreit auseinandergeklafft hatte; das war in der Ordnung gewesen, — aber der Bock war keineswegs in der Ordnung, da war nichts Ehrenhaftes dabei.

„Eine Schweinerei," wie der Förſter ſich ausdrückte.

Und noch heute hätte er ſich das Fleiſch von den Knochen hauen laſſen, wenn es darauf angekommen wäre, wenn es wahrhaft heiliger Ernſt einmal werden ſollte: „Alte," ſagte er, wenn ſie miteinander am ſpäten Abend noch allein in der Wohnſtube ſaßen, „wenn einmal der deutſche Teufel wachgeblaſen wird, da bin ich auch dabei — ſo lang bleib' ich ein junger Mann. — He — umſonſt bin ich kein ſolcher Bär. Ich fahr' einmal nicht in die Grube, ohne ein paar Dutzend Lumpenhunde vorausgeſchickt zu haben."

Und wenn die Förſterin über ſolche Rede zu jammern begann, ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch: „So ein Weib hat kein Herz im Leib!"

Und wenn die Förſterin dann das Ihre darauf ſagte, meinte er: „Geh, du biſt eine Memme." Und dann ſaß er und brütete vor ſich hin und ſchlug wieder mit der Fauſt auf den Tiſch.

Das harte Los des Vaterlandes ging dem Wackeren nah — und bei jeder neuen Schmach, die ihm zu Ohren kam, war er ein ſchwer getroffener Mann.

* * *

Der Kanonendonner der Schlacht am 14. Oktober 1806 dröhnte und rollte bis über Weimar hin, bis hinauf ins Rödchen, der Himmel war bleiern, der Oktobernebel lag ſchwer auf der Erde. Und in dieſem Nebel wüteten die Völker gegeneinander, brüllte der Tod und waltete das Schickſal. In Weimar zitterten aller Herzen.

Der Förſter war in tiefer Erregung. Er war gerade unten in Weimar geweſen, als die Truppen vom Erfurter Thor her in die Stadt gezogen kamen, und er war einer der Erſten geweſen, die von der Affaire bei Saalfeld zu hören bekommen. Kurfürſtlich ſächſiſche Soldaten hatten zu ihm von Saalfeld geſprochen, vom 10. Oktober, und der Förſter hatte geflucht und gewettert und hatte ſo mehr und mehr Leute um ſich und die Kurfürſtlich-ſächſiſchen angezogen.

Ein preußiſcher Offizier war ſpottend hinzugetreten und den Förſter hatte ſein böſer Jähzorn überkommen: „Maulheld, verdammter!" hatte er geſchrieen — und wäre dem

Preußen an die Kehle gesprungen, hätten ihn die Umstehenden nicht ebenso erregt zurückgehalten.

Es war vom Förster eine böse Stimmung ausgegangen.

Und als der Riese seine äußere Ruhe wiedergewonnen hatte, da stand er und sah Regiment auf Regiment an sich vorüberziehen, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, und auch die fünftausend Silbermänner, die auserlesene Mannschaft.

Aber sie hatten ihm alle nicht gefallen.

„Das sind die Rechten nicht," hatte er immer wieder, wenn neue Scharen an ihm vorüberkamen, in seinen blonden langen Bart gemurmelt und den Kopf dazu geschüttelt.

In das Lager auf dem Horn war er gar nicht gegangen, sondern wieder hinauf in das Rödchen und war oben im Ettersberg seiner Pflicht nachgekommen.

Als am 14. Oktober die ersten dumpfen Kanonenschüsse dröhnten und die Frauensleute oben im Rödchen sich nicht zu lassen wußten vor Aufregung und Angst, ging der Förster über die Felder unter die drei großen einsamen Kiefern, die zwischen der Ettersburger Chaussee und dem Rödchen noch stehen, drei düstere Bäume, und schaute auf Weimar hinab und auf die Höhenzüge hin, hinter denen eine große Schlacht geschlagen wurde.

Er hat den ganzen Tag nichts gegessen und nichts getrunken und kaum mit jemand gesprochen, wie ein Verzweifelter.

Einmal sagte er und strich Schlimpimperlein über das Haar: „Das wird ein böser Tag für alle Deutschen," und dann zur Frau: „Geh, Alte, und nehmt mit, was ihr meint, das ihr nehmen müßt. Geht bis zur vierten Wildraufe, da richtet euch in der Hütte ein, du und die Mädchens und die Magd. — Und daß sich keines hier sehen läßt, bis ich euch hole."

Die Försterin wollte nicht, redete drein, da reckte er sich auf und stand wie aus Erz gegossen vor ihr.

Und als das Haus leer war, schloß er's ab und ging hinunter nach Weimar.

Das war um die dritte Stunde am Nachmittag gewesen. Er kam mitten hinein in den Durchzug der geschlagenen Truppen, die in grenzenloser Unordnung durch die Straßen sich wieder zurück zum Erfurter Thor wälzten, und

die Franzoſen mit ihren Geſchützen ſchoſſen von der Altenburg aus ihnen nach.

Da zog das Elend hin und das Pflaſter dröhnte davon. Sie waren alle vom Schickſal Gezeichnete, die ſchwer Bleſſierten, von denen welche quer über den Pferden hingen, und die abgequälten, todesmatten, blutbefleckten Davongekommenen und die Kanoniere mit den ſchwarzen Geſichtern, die ihnen der Atem der Schlacht gefärbt hatte, als wäre ihnen Trauerflor darüber gebunden, und die zertrümmerten Geſchütze ohne Räder und die Gäule mit dem wilden, blutdürſtigen Blick, die die wütenden Schrecken, die entfeſſelte Rieſenwut der menſchlichen Beſtie mitgeſehen und mitgeraſt hatten. — All das quoll gehetzt und verfolgt grauſenerregend durch die engen Gaſſen, als ſollten die auseinandergeſprengt werden.

Die Luft dröhnte von den Kanonenſchlägen, die Häuſer zitterten, die Fenſter klirrten — und jedes Herz lebte in Angſt und Grauen. Dann auf eine Weile Stille, ſchwüle Stille, ein ſanfter Abendhimmel, todesruhige Straßen, das herbſtliche Abendzwitſchern der Spatzen, die ganze Gleichgültigkeit der Natur über dem Städtchen ausgebreitet. In den Häuſern herzensbange Geſchäftigkeit. — Dämmerung. —

Und mit der Dunkelheit das Hereinbrechen des Schickſals, das alles Ahnen der bebenden Herzen überſtieg.

Der Feind in der Stadt! Der Feind mit allen Rechten des Siegers — des Stärkeren!

Furchtbar klar muß es zu Tage treten, wenn die dicken Köpfe etwas begreifen ſollen.

Und es trat zu Tage, das unantaſtbare Recht des Stärkeren — ſo klar zu Tage, daß auf den dicken, dumpfen Köpfen die Haare zu Berge ſtanden, die Flammen aus den friedlichen Häuſern ſchlugen, wilde Schreie aus den ſtillen Bürgerſtuben hinaus in die Nacht gellten — Schreie, die ausgeſtoßen wurden, weil alles bedroht war, das Leben, das Gut, Ehre, das Obdach — alles.

Angſtſchreie vor dem Recht des Stärkeren heulten von Haus zu Haus, drangen durch alle Ritzen und Fenſter, durch Rauch und Qualm, durch die düſtere wilde Nacht.

So erfuhren ſie das Recht des Stärkeren!

Jetzt zweifelten ſie nicht mehr. Daß ſie ſo etwas er-

leben mußten — die dumpfen braven Leute im Schloß und im Städtchen! — Die Zähne klapperten ihnen vor dieſer großen Lehre, die von Zeit zu Zeit über die verſchlafene Menſchheit hindonnert, die große Lehre, daß unter dem bürgerlichen Ehrenrock, dem Zopf, dem Bauſch, dem Schleppkleid, der Halsbinde, den engen Stiefeln, der ehrbaren Zimperlichkeit, der würdevollen Vortrefflichkeit, dem ganzen gedrehten, geſchwänzelten Behaben die Beſtie wohnt — die wilde, blutdürſtige Beſtie, an die niemand recht glauben will — und die, wenn ihre Zeit wieder einmal gekommen iſt — hohnlachend die Maske abwirft und ſie in Schmutz und Blut ſtampft und nackt und unverſtellt hervorſpringt zu Mord und Wut und Raſerei, zu jeder Scheußlichkeit und Schändlichkeit bereit, die Beſtie aller Beſtien, der es keine nachthut. — Da iſt's ihr wohl, dem ſonſt geſchnürten, eingeengten Vieh.

Die Schreie der Mißhandelten das iſt Muſik, die hat es lange nicht gehört! Heut' iſt's ſein Recht! Offen und unverſteckt! Alles iſt erlaubt! Es iſt Wonne, es iſt Raſerei, der Schaum ſteht vor wilder Luſt, das ſein zu dürfen, was ſie iſt, der Beſtie vor dem Maul und es heißt ehrlicher Krieg und Mannesmut und alles iſt in ſchönſter Ordnung.

Solches haben die Leute in Weimar bei finſterer Nacht und bei hellem freundlichen Sonnenſchein kennen gelernt. Bei hellem freundlichen Sonnenſchein, der der Menſchen Elend naiv und göttlich gleichgültig beleuchtete. Die helle Sonne, die hat den Weimaranern damals weh gethan; wie war das häßlich, dieſe helle Sonne über all dem Greuel — taktlos!

Und ſie hatten doch gemeint, daß der Himmel mit ihnen weinen müßte. Das hätten ſie ſich nicht vorgeſtellt, das machte ſie betroffen. Er lachte und das war auch in der Ordnung ſo — vielleicht hielt er's mit den Franzoſen.

In dunkler Nacht, die von brennenden Häuſern zuckend erhellt wurde, und im hellen bösartigen Sonnenſchein, da war ein alter blonder großer Burſche auf ſeinen ſtarken Beinen Tag und Nacht unterwegs. Er hatte keine Sorge für das eigene Haus und hielt es mit allen, die bedrängt waren. Wie ein Teufel fuhr er durch die Straßen, durch das wilde, ſchleppende, brüllende Pack, ſtürzte da in ein

Haus und dort in eins, und wo er eintrat, war eine ruhige, gesunde Kraft eingetreten, die geängstigten Leute sahen auf. „Da ist der Förster," sagten sie — und da gab es immer zu thun für ihn. Er trat den Plünderern, die sich, von der unsinnigen Todesangst der Bürgersleute angestachelt, aufgeregt fühlten und sich ihrer Gewalt freuten, ruhig, gut gelaunt entgegen, riß den Mund auf und lachte das eindringende Diebsgesindel an und packte den ersten besten am Kragen und hielt ihn in die Höhe und ließ ihn zappeln und zeigte ihn gutmütig lachend wie einen Hasen den geängstigten Leuten und dem Gesindel, das nicht wußte, was es davon halten sollte — der alte Riesenbursche mit der Riesenkraft und dem guten Humor verblüffte sie und sie zogen ab — für einmal wenigstens.

„Da ist eine Kraft von Zwanzig drin!" sagte der Förster und schlug sich auf die Brust — und nickte den Leuten zu: „Ruhig Blut — ruhig Blut! — Verblüfft sie doch, die Hunde!" rief er den Zitternden, Hohläugigen, Bangwangigen zu.

„Wenn in jedem Haus so ein blonder Kerl säß, da würden sie so artig kommen und so vorsichtig nehmen, aus Angst, daß sie was auf die Tatzen bekämen." — Das sagte er immer wieder und immer wieder und begriff nicht, daß die Leute es nicht verstanden und nicht thaten, was er wollte, daß er keinen einzigen solchen blonden Kerl irgendwo fand, sondern lauter Leute, die drei Tage lang in der Gänsehaut steckten mit blauen Lippen, blauen Nägeln und klappernden Zähnen.

Der Förster vom Rödchen und Goethes kleines Weib, seine kleine tapfere Freundin, von der ihr später einmal hören sollt, wie ihr die wilden Tage hingegangen sind, das waren die einzigen frischen Leute in Weimar, die nicht nur an sich und ihr Hab und Gut dachten, sonder für andre zu sorgen Zeit und Kraft fanden.

Mit den Großen, den berühmten Leuten befassen meine Geschichten sich nun einmal nicht, wie ich schon oft gesagt habe, sonst könnte ich an dieser Stelle auch von der edlen Herzogin sprechen. — Für einen Fürsten ist es eine dankbare Aufgabe, die Kräfte einmal ein wenig zusammenzunehmen und zu handeln, wie es sich für einen gesunden

Menſchen, dem das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt, ſchickt, denn es wird als Rieſenthat, als Ausnahmethat in alle Winde und alle künftigen Jahrhunderte geblaſen, als Ruhmeszeugnis und menſchliches Armutszeugnis zugleich. Ich bleibe bei den Unbekannten, den Vergeſſenen und erzähle, wie der Förſter vom Rödchen durch die Straßen läuft und ſchaut, wo etwas zu retten, zu helfen iſt, wie er mit den Hausvätern in der Vorwerksgaſſe, denen ſie die Häuſer angezündet haben, das Feuer löſcht. Sie haben eine Spritze herbeigezogen und arbeiten im Schweiße ihres Angeſichts. Niemand denkt daran, ihnen beizuſpringen. — Es brennt und brennt rettungslos. Sie müſſen ihre Spritze und ihre ſaure Arbeit gegen die Plünderer verteidigen.

„Saukerl!“ ruft der Förſter, als ihm ein Franzoſe mit der flachen Klinge eine überhaut; — aber läßt den Schlauch nicht los, der den Waſſerſtrahl in die wilde Glut ſchickt.

Um die Spritze drängt und tollt und ſchwadroniert es jetzt. Sie ſchimpfen und wüten. Sie wollen nicht, daß geſpritzt wird. Es ſoll brennen. Aber am Förſter vom Rödchen zerſchellt alles Schwadronieren und Wüten wie Wellen an einem Felſen.

Er reißt den Mund weit auf und lacht und lenkt ſeinen Schlauch und lenkt ihn auf die Franzoſen, da ziſcht es unter ſie hinein — Teufel auch! — Das hätte der Förſter mit dem Leben büßen können! Aber er lacht dazu — und es hätten nicht Franzoſen ſein müſſen.

„Bravo!“ rufen ſie. So leicht beweglich ſind ſie wie bei uns nur die Gaſſenbuben.

Der Förſter ſpritzt weiter, jetzt wieder in die Glut hinein und zwei armſelige Hausväter pumpen zähneklappernd; da reißen die Franzoſen dem Förſter aus dem Rödchen den Schlauch aus den Händen. Zu Zwanzig fielen ſie über ihn her; — an der Schulter trägt er eine hübſche Wunde davon. — Dann zertreten und zerſchlagen ſie den Schlauch. „Da kann ich nichts machen,“ ſagte der Förſter. „Hunde, verdammte!“

Er ließ ſich ſeine Wunde von einem alten Weib verbinden, das den Kopf noch ſo weit bei einander hatte, um zwiſchen den Trümmern ihrer Habſeligkeiten dem Förſter einigermaßen zu helfen. —

Darauf versucht er sein Glück weiter. An dem Morgen, als die Weimaraner auf Befehl vor dem Schlosse, in welchem der Franzosenkaiser zur Zeit residiert, ein Hoch ausbringen sollen, weil er die Stadt so gnädig verschont habe, da ist's ihm, dem Förster, als hätten hundert Teufel ihn in der Mache.

„Sie werden's thun, die Memmen! die Kriecher, die Schlangenbäuche!" sagte er sich. Und wieder fährt er wie ein Teufel in der Stadt herum und geht ein und aus ungehindert in den Häusern ohne Thüren, denn die Thüren waren alle zerschlagen, und er tritt in die wüsten Stuben, in denen kein Stück mehr an seinem Platz steht, nichts als Trümmer und Lumpen und elende verängstigte und verhungerte Gestalten. —

„Na," ruft er, so mitten im Elende stehend: „Heut' früh sollt ihr für die Schweinerei hier, und daß er euch die Haut auf den Knochen ließ, ‚Vivat' rufen vor dem Schloß. Das laßt euch gesagt sein, wer wirklich so eine gottverdammte Nachteule ist und ihm vorm Fenster krächzt, den zieh' ich bei Gelegenheit übers Leder, daß es dampft — daß ihr's wißt — ich bin am Platz."

So läuft er von Hausvater zu Hausvater und macht überall ein Donnerwetter.

In einem Hause hatte er eine Alte durch das Gewühl in Sicherheit gebracht, dort die Kinder, — in einem andern hatte er einen Kranken vor den Diebsgesichtern beschützt — überall hatte er irgend etwas ausgerichtet und sich Dank verdient, da konnte er schon etwas wagen. Wenn auch wenige von den braven Bürgersleuten begriffen, weshalb er sich so darüber ereiferte, daß sie dem Kaiser Napoleon ein Hoch bringen sollten — dafür war er ja Kaiser. Mein Gott, und wenn es sich um einen Kaiser handelt, muß einmal Hoch gerufen werden unter allen Umständen, sei es wie es sei — und Napoleon war den Weimaranern auch ganz recht. Es gab viele, die hätten es gar nicht ungern gesehen, wenn — — na, es ist eins wie's andre schließlich, meinten sie. Jetzt waren es Kriegszeiten — aber in Friedenszeiten da mochte der Napoleon so übel auch nicht sein. Es ist alles Wurst, — das waren so die Gedanken der braven Weimaraner und des guten deutschen Volkes damals.

Solche blonde alte Burschen wie der Förster vom Rödchen, solche verrannte Genies der Vaterlandsliebe, so blinde tolle Teufel voller Haß und Schmerz, die waren selten, selten, wenn jetzt auch die Geschichte der damaligen Tage davon zu wimmeln scheint, — so selten wie die Verrückten, die Tobsüchtigen oder seltener.

Und an jenem Morgen, da war der Förster an seinem Platz, da sah er jeden, der gehorsam angeschlichen kam, um unter Napoleons Fenstern mitjubeln zu helfen. Wie waren sie alle verhungert, wie sahen sie alle aus; elende Jammerlappen!

Der Förster stand wie ein General und musterte seine Rekruten. Es waren ihrer nicht gar zu viele gekommen und die Versammelten waren greulich in der Klemme. — So unter Napoleons Fenstern stehen zu müssen zum Hochrufen, nach glücklich überstandener Plünderung und ausgehungert, erfroren, klappernd, übernächtig, nüchtern, das war ihnen schließlich auch zu dumm, und der stramme Förster vom Rödchen, dem aller Teufel nichts anhaben konnte und der sie sich so listig betrachtete, als dächte er: „Wer's Maul zuerst aufsperrt, der kriegt auch die Plätzerte zuerst!" — der bedrückte sie stärker als Napoleon, der hinter niedergelassenen Gardinen für die Weimaraner gewissermaßen nur ein Begriff war — und von einem bloßen Begriff haben sich die Weimaraner wie alle braven Deutschen ihr Lebtag keinen Begriff machen können. Es muß etwas Thatsächliches, Sichtbares, Hörbares, Fühlbares sein und darf hinter keiner Gardine stecken — dann —!

Der Förster riß das Maul hoch auf und lachte sie an und schlug in die Hände und gab so mit einemmal selbst das Zeichen zum Hochrufen — und das hätte eigentlich der Bäckermeister Schilling thun sollen. Jetzt waren sie ganz außer Fassung. Ein paar fingen wirklich ganz heiser und erbärmlich an zu rufen; aber das klang, als wenn ihnen der Magen knurrte und sie machten auch solche Gesichter dazu, als wären sie's gar nicht gewesen, und dann riefen noch ein paar wehleidig und jammervoll, als hätten sie Leibschmerzen und so heulten sie da unten in ihrer seelischen und leiblichen Not — und kein Mensch hätte es mit dem besten Willen für Hochrufen halten können, was man auch

in einer ſolchen Stunde und in ſo erbärmlichem Zuſtand keinem Hund und ſelbſt einem verſchüchterten Deutſchen nicht zumuten konnte.

„Herr mein Gott, daß der Kerl da oben von dem Gewinſel nichts gehört hat! Das verdienen die Lumpen wahrhaftig nicht," denkt der Förſter. „Solch ein Volk! wenn ich Er wäre, mit der Hundspeitſche wollt' ich ſie zuſammenhauen!"

Und als der Förſter der geplünderten Stadt den Rücken kehrt, fährt er in einem Karren einen armen Bleſſierten, der auf den bloßen kalten Flieſen der Stadtkirche mit hundert andern gelegen hatte, hinauf ins Rödchen. Und er hat ihn wohl ins Stroh gebettet und iſt ſo vorſichtig mit ihm wie mit einem Wiegenkinde, weicht jedem Stein aus und zieht den Karren ſorgſam und ängſtlich, achtet auf die Wunde in der Schulter nicht, die ihm das Ziehen beſchwerlich genug macht.

Und zu Hauſe angelangt, bettet er den armen Burſchen, es iſt ein Sachſe, in ſein eigenes Bett und holt die Frauensleute aus dem Verſteck herbei und treibt ſie an, zu thun, was ſie thun können.

Er iſt ungeplündert geblieben, der Förſter; zu dem verſteckten einſamen Haus iſt niemand hingekommen.

Aber leer will er nicht ausgehen — es ſollen noch Bleſſierte herauf. In jedes Bett einen. Die Geſunden mögen ſchlafen, wo ſie wollen. Die Förſterin jammert darüber.

„Wenn Gott uns ſo augenſcheinlich vor dem Kriegselend behütet hat, weshalb ſchleppſt du's herauf?"

„Daß die Weiber keine Ehre im Leibe haben — auch mein's nicht!" ſagt der Förſter düſter und geht ſeiner Wege und fährt mit dem Karren wieder zur Stadt hinab. —

„Und deine Wunde!" jammert die Förſterin ihm nach.

„Die iſt der Bock noch lange nicht!" ruft er ihr gut gelaunt zu.

Und es geſchah, wie der Förſter geſagt hatte, in jedes Bett im Hauſe kam ein Bleſſierter, und die Weiber mußten die armen Burſchen pflegen wie ihre Brüder, und das Förſterhaus im Rödchen iſt den armen Geſellen nach aller Not und allem Elend in der Erinnerung geblieben wie ein Paradies.

Das ungefähr waren zu jener Zeit die Leute im Rödchen.

Und wieder einmal müssen wir uns mit einem harten Winter abgeben, mit solch einem großen Schneewinter, der die Liebschaften weich einhüllt, so zart, so frisch, so glückselig, so weltverloren, der die Träume mit offenen Augen so ungestört, das Wandeln zwischen den hohen Schneewällen so köstlich macht.

Gott weiß, was alles da geschah. Es war im Winter 1808, zwei Jahre nach der großen Plünderung. Oben im Rödchen steckten sie in der Schneewildnis, Weg und Steg verschneit. Die Post, die auf der Ettersburger Straße seit lange schon auf Schlittenkufen ging, war alle nasenlang festgefahren und konnte nicht eher weiterkommen, bis der Schneepflug aus Ettersburg oder aus Weimar, oder wenn das Malheur hinter dem Ettersberg geschah, aus Buttelstädt ihr zu Hilfe kam.

Im Rödchen hörte man ganz entfernt und leise über die Schneefelder hin das Posthorn klingen.

Der Postillon blies allemal, wenn er in der Nähe des Rödchens vorüberfuhr, denn die Försterstochter war sein Schatz.

Das Posthorn aber war der einzige Ton, der die große Schneestille rings umher belebte, und wenn es erklang, da steckte nicht nur die Magd den Kopf zum Fenster hinaus, auch Schlimpimperlein und Ludschevadel machten das Winterguckloch im Wohnstubenfenster auf und lauschten ganz andächtig, bis der letzte Ton verklungen war, dann gingen sie wieder an ihre Arbeit.

Draußen der Wald sah sonderbar aus. Die jungen Bäume hatte der Schnee zur Erde niedergedrückt und sich über sie gelegt, dichter und dichter, daß es die wunderlichsten Gestaltungen gab. Wie gebückte verschneite Männlein sahen die jungen Fichten aus, „getauchte Männer“ wie das Volk sagt, und die jungen Erlen hatten sich wie Bogen über die Erde gelegt und trugen ihre gewaltige Last, und die alten, kahlen Bäume hielten mit ihren geduldigen Armen ganze Schneedächer fest. Die großen Tannen hatten schneeweiße Kuppeln auf den breiten grünen Zweigen, die sie eng an sich gedrückt hielten, und die Spitze hing ihnen von der

Schneelaſt tief herab und jeder Graben und jede Unebenheit war verſchneit.

Im Garten lag eine Schneewehe gerade am Hauſe an, daß oben aus dem erſten Stock des Förſters Dackel ganz bequem zum Fenſter hinausſpazieren konnte.

Beim Rauhfroſt war eine unbeſchreibliche Herrlichkeit, da hingen an jedem ſchneefreien Zweiglein dicke Eiskryſtalle wie Schuppen und Zapfen, und feine Kryſtallſchleier waren darüber gewebt, und der ferne Wald lag wie in einer weißen, glitzernden, blitzenden Wolke. Wenn der Förſter heimkam in ſeinen rieſenhaften Schneeſtiefeln, hatte er über ſeinem alten Schafspelz einen köſtlichen Spitzenüberzug, und ſein Bart glitzerte, und an den Augenbrauen waren zarte Kryſtalle aufgeſchoſſen und die Pelzkappe flimmerte und tropfte. Der Dackel war ebenſo weiß bereift.

Aber die Mädchen hatten ein gehörig einſames Leben oben im Rödchen, ſahen nichts als Rabenzüge und vor dem Fenſter auf dem Futterbrettchen die dicken, aufgepluſterten Amſeln, die blauen, flinken Meiſen und vor dem Kuhſtall die Spatzen und die haubigen Goldammern.

Gegen Abend, wenn die Sonne eiſig niedergegangen und an manchem Tag die Wölkchen über der verſchneiten Erde roſig färbte, kamen die Rehe zum Futterplatz.

Vom Fenſter aus konnte man ſie durch die jungen Stämme ſehen. Vorſichtig, in langer Reihe, eins nach dem andern, wie eine Prozeſſion, und verſchwanden hinter der großen Futterraufe, eins nach dem andern, immer ſpähend — immer in Sorge.

Wenn die Schneebahn auf der Ettersburger Straße in ſtand war, kamen wohl ein paar verwegene Spaziergänger bis hinauf ins Rödchen geſtiegen und ließen ſich einen Glühwein brauen und hingen die Pelzröcke an dem Ofen im Wohnzimmer auf. Der Glühwein, den ſie bekamen, das war zwar nur ein echter Jenenſer Roter, aber der Förſter hatte ſo ſeine Kniffe damit, die er niemand recht verriet — aber man wußte ſchon; er hatte eine ſolide Quelle in Jena, er bekam ſeinen Wein gut ausgeleſen, und in Erfurt hatte er wieder einen guten Freund, der ſchickte ihm jedes Jahr mit dem Boten ein leeres Madeirafaß, und in das Madeirafaß wurde der brave Jenenſer einlogiert — und ſuchte dann

seinesgleichen. — Die Schneeläufer wußten deshalb sehr wohl, weshalb es sie zum Glühwein bis in das Rödchen hinaufzog.

Unter diesen Bürgersleuten, die hin und wider das Wagnis ausführten, Försters in ihrer winterlichen Einsamkeit aufzusuchen, war oft ein junger Maler zu finden, der in Gesellschaft oder einsam zum Rödchen hinaufkam, doch wie es schien, nicht nur des Glühweins halber. Die Ludschevadel hatte es ihm angethan. Daraus machte er kein Hehl, Wohn- und Gaststube war im Winter bei Försters eins geworden und so saß denn die Familie mit ihren Gästen traulich zusammen.

Ludschevadel brachte hausfraulich und bescheiden ihrem Anbeter den Glühwein und setzte sich dann neben ihn nieder, in aller Gemütsruh, der junge Heinrich Strobel gefiel auch ihr — und da sie in der Hauptsache miteinander im Reinen waren, nahmen sie es einfach und ruhig.

Der Förster aber sah wieder mit Aerger vor seinen Augen, ganz offen und unverhohlen, eine neue Liebesgeschichte entstehen, die ihm wieder eine Tochter kosten sollte — und er konnte nichts dagegen thun, die Sache nahm ihren Lauf.

Aber von Ludschevadel hatte der Förster es sich doch nicht gedacht, deren war er so sicher gewesen. Sie hatte schon einige zu seinem größten Wohlbehagen und Triumph ohne weiteres ablaufen lassen, war mit Leib und Seele der elterlichen Wirtschaft ergeben und war ein rechtes Hauskind. — Wie oft hatte sie gesagt, daß sie nun und nimmermehr aus dem Rödchen gehen würde, — aber trau einer den Frauenzimmern.

Da ließ sich nichts machen, das wußte er aus Erfahrung — und so saßen sie alle miteinander beisammen, Schlimpimperlein kühl und gleichgültig über ihre Näherei gebückt; die Sache ging sie nichts an.

Niemand gab sich mit ihr ab — und daß Ludschevadels Anbeter hin und wider auf seine trockene Art ein paar Worte an sie richtete, das war für sie nicht der Rede wert. Sie war an solche Brosamen, die von einer andern Tisch fielen, nicht gewöhnt; das paßte ihr nicht.

Unten in Weimar hatten sie eine Tante, die Schlim-

pimperlein gerne auf ein paar Wochen im Winter bei ſich gehabt hätte, um ihr etwas zu gute zu thun. Aber der Förſter wollte das nicht, beſonders nicht ſeit Schmirankel mit ihrem Mann nicht mehr in Weimar lebte, ſondern nach Eiſenach verſetzt war. So ſaß Schlimpimperlein oben und langweilte ſich.

Der junge Heinrich Strobel fühlte ſich wohl im Haus, er war ſo ein Biedermann, der die geordneten ruhigen Verhältniſſe liebte, ein langer hagerer Burſche mit unglaublich emporſtehendem Haar, das keiner Mode der Welt ſich bequemt hätte, mit einem grauen unregelmäßigen Geſicht und guten geſcheiten grauen Augen. Er hatte auch ſchon des Vaters Bock oben mit erlebt und ſich dabei wie ein guter Sohn bewährt.

Der Förſter war heimgekommen mit einem Geſicht, einem ſo ſtarren entſetzten Geſicht, hatte kein Wort geſprochen, ſeinen Pelz ächzend abgeworfen und ſich ſtarr und ſteif an den Ofen geſetzt.

Die Förſterin, die bedenklich auf ihn geſchaut hatte, ſagte ganz erſchreckt: „Ach Herr Jes, der Bock, — da bringt dem Vatter nur alles, die Betten wärmt und die Haberſäcke.“ Die Mädchen ſprangen und thaten, was ihnen geheißen war. Der Förſter aber regte ſich nicht, hielt ſeine, mit einem wollenen Lappen eingewickelte Hand, wie ein Wickelkind vorſichtig auf dem Knie und ſtöhnte.

„Diesmal iſt der Bock im Daumen,“ ſagte er troſtlos.

Heinrich Strobel, der vom Bock ſchon alles Nähere wußte, ſagte: „Förſter, alles was recht iſt; — aber den Bock haben Sie nicht im Daumen, wenn nämlich der Bock wirklich Podagra bedeutet, dann kann der Bock nur im Fuß ſtecken.“

„Wieſo?“ ſagte der Förſter.

„Im Daumen hat eben kein Menſch noch das Podagra gehabt,“ antwortete der Maler trocken.

„Woll — woll ſel woll,“ ſagte der Förſter mißtrauiſch. Das war eine tiroliſche Erinnerung das „Woll — woll — ſel woll“ und auch der Bock war eine tiroliſche Erinnerung.

Jetzt fingen die beiden an über den Bock zu ſtreiten, und der Förſter vergaß ganz die Schmerzen und ſtritt aus Leibeskräften, zum Erſtaunen der Förſterin.

„Jetzt geben Sie mal den Daumen her, Förſter, daß ich ſeh', was eigentlich los iſt. Geben Sie nur," ſagte der Maler, als der Förſter zögerte, und ſchälte den kranken Daumen aus dem alten wollenen Tuch, das der Förſter im Umfang von einer alten Elle ſich um die Hand gewickelt hatte, ſchaute und befühlte ihn, während der Rieſenmenſch mit geſchloſſenen Augen und zuſammengebiſſenen Zähnen wie bei einer ſchweren Operation im Stuhl ſaß.

„Förſter," ſagte der Maler, „da iſt ein Splitterchen im Gelenk. Gott weiß, — ich ſeh's — 's is ein biſſel tief drin, 's wird rausſchwären."

„O — woh'," meinte der Förſter ſtöhnend und verächtlich, ſtand auf und ging ohne rechts und links zu ſehen in ſein Schlafzimmer und kroch in die gewärmten Betten und ließ ſich auf den Daumen und zur Fürſorge auch gleich auf die Füße die heißen Haberſäcke legen. Und in der Wohnſtube hörte man ihn bald gewaltig ſchnarchen. Der Bock war alſo wirklich nicht gekommen. Und ſie hielten ſich im Wohnzimmer alle mäuschenſtille, damit der „Vatter" ſeinen Schreck ungeſtört verſchlafen könnte.

Als der junge Strobel nach einigen Tagen wieder durch den Schnee heraufgeſtapft kam, hatte der Förſter ſeinen Daumen immer noch, trotzdem das Splitterchen richtig herausgeſchwärt war, der Vorſicht halber mit einem großen weißen Schnupftuch umwickelt — und darüber lachte der Maler und meinte, daß ſie mit dem dekorativen Daumen einen Tarock miteinander ſpielen wollen.

„Er hat Recht gehabt," ſagte der Förſter, „der Bock war's nicht." —

„Na alſo," meinte der Maler und ſchob ſeine langen Beine unter den Tiſch und ſteckte dem Förſter die Karten zwiſchen den umwickelten Daumen und die Finger und hatte bei allem, was er that und ſagte, ſo einen trockenen Humor, der bei ihm nicht in den Worten lag. Ludſchevadel ſaß, während ihr guter Freund mit dem Vater ſpielte, neben ihm mit ihrer Arbeit und man ſah ihr an, wie glücklich und ruhig ſie ſein mochte und wie lieb ihr der lange Menſch war.

In einer Pauſe, die ſie im Spiel machten, ſagte der Maler: „Bei euch, wenn man von der Chauſſee abbiegt — wiſſen Sie, Förſter, gerade wo der Ettersburger Forſt den

Zwickel macht, — da ſtehen drei ungeheuer traurige Bäume, — kennen Sie die?“

Schlimpimperlein lachte, der kam das komiſch vor.

„Ja, ja, mag ſein,“ meinte der Förſter, „Bäume haben oft ſo etwas — — ſo etwas — —.“ Der Förſter kam nicht weiter und ſchaute nachdenklich vor ſich hin.

„Rieſig traurig,“ wiederholte der Maler. „Ich weiß nicht, ich bin doch ſonſt ſo weit haſenrein in der Beziehung, aber mir legt ſich's immer ſonderbar auf den Buckel, ordentlich naß, wenn ich an den Bäumen vorüberkomme. Sie ſtehen da, als wenn ſie über etwas Entſetzliches nachgrübelten.“

Schlimpimperlein hatte ihre Arbeit ſinken laſſen, und auf ihr ſüßes Geſicht trat ein ganz weiches, verächtliches Lächeln und ſie ſagte: „Ja, und da hängt an jedem von den traurigen Bäumen ein Schnupftuch herab, Herr Strobel, zum Thränen abwiſchen.“

„Sehr gut,“ meinte Heinrich Strobel und lachte, Ludſchevadel aber blickte ärgerlich auf ihre Schweſter. Sie kannte die drei traurigen Bäume auch und erinnerte ſich, wie damals bei der Schlacht von Jena, als der Kanonendonner herüberdröhnte, der Vater unter den Bäumen geſtanden hatte und ſie wollte nicht, daß jemand ihren guten Freund lächerlich fand. Er war es ihr ganz und gar nicht. — Sie liebte ihn mit einem Gefühl der Hochachtung. Es war ſo eine ernſte Liebe — ſo eine Liebe wie zwiſchen Ehegatten, denn Ludſchevadel war nicht ſpieleriſch, ſie war ein pflichtgetreues ruhiges Mädchen mit einem Herzen wie Gold, und Heinrich Strobel war ein Biedermann vom Scheitel bis zur Sohle. Er hatte ſich bitterſauer bisher durchs Leben ſchlagen müſſen.

Sein Vater war ein kleiner Beamter in Kapellendorf bei Weimar geweſen und hatte ſeinem Sohn während der Lehrzeit nichts mehr als zwei bis drei Korb Kartoffeln jährlich in die Stadt zukommen laſſen können und was über die Kartoffeln ging, das hatte er ſich dazu verdienen müſſen. Und wie weit er mit Kartoffeln reichte, das läßt ſich nachrechnen, wenn man bedenkt, daß der Korb zu damaliger Zeit vierzig bis fünfzig Pfennig im Preiſe ſtand. Aber er war über die böſe lange Zeit mit Hangen und Bangen und durch die Hilfe gutmütiger Leute und durch Fleiß und Anſtellig-

keit für alle möglichen Dinge gekommen, durch Nachhilfestunden und Bilderkolorieren im Landes- und Industriecomptoir bei Bertuch und durch Handlangerdienste aller Art, und war ein ganz reputierlicher Porträtmaler und Kupferstecher geworden, der seinen eigentlichen Wohnsitz in Leipzig hatte, aber nach Weimar, Jena und Eisenach seine Porträtreisen machte. Es hatte sich da bei jedesmaliger Wiederkehr etwas für ihn zusammengefunden. Diesmal hatte er sich für längere Zeit in Weimar niedergelassen, weil es auch in Rudolstadt und Schwarzburg und Umgegend mancherlei zu thun gab und besonders durch Bertuch hatte er einen großen Auftrag bekommen. Ludschevadel hatte also allen Grund, ihren guten Freund hochzuachten. — Sie war stolz auf ihn, und das ärgerte Schlimpimperlein. Sie gönnte der Schwester den Heinrich Strobel. Er war nicht der Mann, den sie sich gewünscht hätte. Er war ihr langweilig. Aber weil sie im Winter so gar nichts hatte, was sie freute, ärgerte sie sich über die beiden, die miteinander sich bethaten, als gäbe es nichts Besseres und Schöneres und Vortrefflicheres als Ludschevadel und Heinrich Strobel — und darüber war Schlimpimperlein vollständig andrer Meinung, sehr ungerechter Weise, denn es ist zu bezweifeln, ob sie ein besseres und vernünftigeres Mädchen wie ihre ältere Schwester und einen größeren Biedermann wie ihren künftigen Schwager jemals gesehen hatte.

Aber was fragt so ein schönes Ding wie Schlimpimperlein danach, wenn es Langeweile hat.

Wenn Heinrich Strobel aber von den Weimarschen unten erzählte, da spitzte Schlimpimperlein die Ohren. Herr Gott, was hätte sie darum gegeben, unten in Weimar bei der Tante sein zu dürfen, die sie so gern bei sich gehabt hätte.

Es war in Weimar immerhin noch etwas los; wenn es auch nicht mehr so zuging, wie ums Jahr 1777 etwa, von welcher Zeit die Försterin zu erzählen wußte, so war doch auch um 1808 noch für ein junges lebenslustiges Mamsellchen mancherlei zu hören und zu sehen. Da war gerade jetzt die Zeit der Redouten im Stadthaus und Komödie aller nasenlang und Schlittenfahrten und abends auch in den Bürgerhäusern Thees und Gesellschaftsspiele.

Und das schöne Geschöpf, das seine Schönheit in der Einsamkeit und Langenweile wie eine bange Last umhertrug, litt und quälte sich. Sie waren alle versorgt im Haus, nur sie nicht. Ludschevadel und Heinrich Strobel und die ganze Zufriedenheit in den vier Wänden erregten das heißblütige Ding. Es war die große Herzenseinsamkeit, in der sie lebte, von der die Zufriedenen und Befriedigten nichts wissen, und die sie nicht verstehen — und verlachen und nicht beachten.

Um diese Zeit gerade war es dem alten blonden Riesen, dem Förster, wohl in seiner Haut und in seinem Haus.

Der umgangene Bock, der hohe Schnee und der weiße Schneehimmel, der Flockenfall, die Einsamkeit und Weltabgelegenheit besänftigten die heftigen Gefühle und machten dem Behagen und der Zufriedenheit Platz.

Es war ihm so wohl unter seinen Leuten und mit einer großen Zärtlichkeit hing er an seinem jüngsten Kinde, dem Schlimpimperlein, dem einzigen, das noch sein eigen war. Wenn sie etwas mürrisch und gelangweilt durch das Zimmer ging, zog er sie zu sich heran und hielt sie mit seinen unbezwinglichen Armen ein wenig an sich gedrückt.

Wie er ihr nachsah, wenn er sie wieder frei ließ! Sie war sein Stolz, sein Glück, das lag so deutlich in seinen offenen Zügen ausgeprägt, — und sie, das kühle Schlimpimperlein, fand diese Zärtlichkeit mindestens sehr unnötig, es kam ihr komisch vor und war ihr peinlich.

Sie verstand ihn nicht.

„Lassen Sie mich, Vatter — lassen Sie mich!" sagte sie halb schmollend, halb verlegen, wenn er sie so im Zimmer auffing und sie festhielt, und sie machte sich los und sträubte sich.

Sie war ärgerlich darüber.

Ludschevadel aber that der Vater dann leid, sie wußte selbst nicht weshalb.

Er kam ihr wie gekränkt und zurückgestoßen vor und sie hatte einen Aerger über ihre Schwester. — Weshalb that sie das dem guten Manne an? Ludschevadel sprach darüber mit ihrem Verlobten, als sie miteinander bei Sonnenuntergang zur Wildraufe gingen, um die Rehe kommen zu sehen. Da schlang er den Arm um sein Mädchen und sagte:

„Ludovika," er nannte die Schwestern bei ihrem Taufnamen, nie anders, „die ist ein rechtes Weibchen."

„Du, wie denn," frug Ludschevadel — „ich bin doch ein Weibchen?"

„Freilich, aber ein gutes dazu, ein ganzer Mensch, ein guter Kamerad und mein lieber Freund."

„Die Weibchen, die nur Weibchen sind," sagte Heinrich Strobel und wußte sich nicht recht auszudrücken — „die — die — vor denen grauſt's mich. Schöne Katzen und so hexenhaft wie Katzen — seelenlos. Wenn man nicht in sie verliebt ist, ist man so einsam mit ihnen wie mit einer Katze."

„Wie weißt du denn das?" frug Ludschevadel — und legte ihren Kopf an seine Schulter. „Ludovika kennst du ja kaum. Sie kann auch anders sein. Sie kann manchmal gut sein, so mit einemmal, man weiß nicht wie, da fängt sie an zu weinen und es thun ihr längst vergangene Dinge leid."

„Ja wohl," sagte Heinrich Strobel trocken. „Meine erste Liebe war auch so. Verfluchte Katzen!"

„Aber sie ist doch deine Schwägerin," sagte Ludschevadel ruhig.

„Ah was — Schwägerin, die schert sich den Teufel darum — Schwägerin!" Heinrich Strobel lachte.

„Ach geh', du sollst sie eben gern haben — so ein Kind wie sie ist, wir haben uns alle miteinander gern im Haus.

„In der Familie muß man einen wie den andern lieben, Heinrich, sonst ist der ganze Frieden nicht mehr im Haus.

„Findest du es bei uns nicht mehr hübsch?"

Das alles frug und sagte Ludschevadel durcheinander.

Und er schloß sie in die Arme und küßte sie.

„Du bist mein Weibchen und mein Kamerad, dabei bleibt's," sagte er. — „Mir ist so wohl!"

Es war der ganze Frieden oben im Rödchen, wie Ludschevadel gesagt hatte, so wie Frieden auf Erden aussieht. Die Mutter und Ludschevadel und der Verlobte, die waren wirklich friedlich. In dem treuen unbiegsamen Herzen des Försters aber saß jetzt ein Wurm. Es graute ihm vor der Ver-

einſamung, wenn die Töchter einmal alle aus dem Hauſe ſein würden. Da konnte er ſich in Ruhe nicht hineinfinden.

Die verheiratete Tochter war ihm wie geſtorben und die Ludſchevadel ſtand nur mit einem Schritt mehr im Haus — und nur Schlimpimperlein lebte ihm noch ganz, war noch ganz ſein Kind. Die wollte er nicht hergeben.

„Mein Gott, was haben die Mädchen vom Heiraten — was haben ſie denn, die armen Narren?“ dachte er bei ſich.

„Für Schlimpimperlein müßte mir ſchon einer vom Himmel fallen.“ Dem erſten beſten wollte er ſie nicht geben.

So ſaßen ſie einmal alle bei einander und Schlimpimperlein neben ihrem Vater.

Der war den ganzen Abend auffallend ſtill geweſen. Ludſchevadel hatte ſchon gemeint, daß der Bock im Anzuge ſei, aber da legte der Förſter den Arm um Schlimpimperleins Nacken und zog ſie zu ſich heran und bückte ſich zu ihr nieder und begann langſam und ſchwerfällig und bog ſich immer tiefer zu Schlimpimperleins Ohr. Er ſprach nur für ſie allein: „Da war einmal ein Vatter,“ ſagte er — „dem ging es auf Erden ſehr wohl. Er hatte ein ſchönes Haus, ein gutes Weib und drei Kinder, das waren lauter Mädchen, und er hatte ſie alle drei ſehr lieb, die älteſte hieß Schmirankel, die mittelſte Ludſchevadel und die jüngſte war die Schlimpimperlein.“

Jetzt paßten ſie alle auf, denn der Vater erzählte etwas von ihnen ſelbſt, aus dem eigenen Hauſe; aber weil er ſo ganz ſeinen großen blonden Kopf zu Schlimpimperlein hingebogen hatte, als wollte er es ſie bloß hören laſſen, da arbeiteten alle unverdroſſen und thaten, als ginge es ſie nichts an. Heinrich Strobel zeichnete für Ludſchevadels Wäſche die Namenszüge auf. Es lag ein ganzer Berg gezeichnete Wäſche und ungezeichnete vor ihnen, und er war dahinter faſt verſteckt.

„Als die drei, Schmirankel, Ludſchevadel und Schlimpimperlein klein waren,“ ſagte der Förſter leiſe, „da ſtritten ſie miteinander und Schlimpimperlein ſagte: ‚Ich hätte den Vater geheiratet, wenn er die Mutter nicht genommen hätte;‘ ‚nein,‘ ſagte Ludſchevadel, ‚nein, ich hätte ihn geheiratet.‘ Darüber ſtritten ſie alle drei miteinander. Schlimpimperlein aber meinte, ſie hätte es zuerſt geſagt.

„Der Vater nahm sie, eins nach dem andern auf seine Kniee, schaukelte sie und hatte seine Freude an ihnen und war stolz auf sie.

„Als sie aber groß wurden, da dachten sie nicht mehr daran, den Vater zu heiraten — sondern ein reicher vornehmer Mann kam und holte die Schmirankel zum Weib — und sie verließ das Vaterhaus und ging ihrem Glücke nach.

„Sie hatte ihn lieb und er hatte sie lieb und sie bekamen Kinder, aber ein Krieg brach herein und die Armut kam und der Meister Tod und Schmirankel war traurig und betrübt — kein Mensch kann solchem Leid entgehen.

„Aber auch Ludschevadel folgte einem Manne, einem reichen Fürsten, und auch sie ging ihrem Glücke nach und war glücklich; aber kein Glück besteht auf Erden. Der Mann wurde ihrer überdrüssig und verließ sie und nahm eine andre und ließ sie mutterseelenallein in Kummer und Schmerz.

„Kein Mensch kann solchem Leid entgehen, wenn es über ihn hereinbricht.

„Und als sie an ihren Schwestern sah, wie das Schicksal mit den Menschen umspringt und wie auf Erden kein Glück ist, dem man vertrauen kann, da sagte sie unter heißen Thränen: ‚Da ist ja mir das allerbeste Teil geworden.‘ — Und sie blieben bei einander, der alte Vater und das Schlimpimperlein und sie pflegte ihn, bis der Tod sie schied. — Aber sie leben heute noch.“

Da hörte der Förster mit seinem Märchen, wie abgebrochen auf. Sein Töchterchen hatte sich von seinem Arme losgemacht und stand mit heißem Gesicht und mit Thränen der Ungeduld von ihrem Stuhle auf.

„Nein, Vater, das wäre nichts für mich — das nicht — nein!“ Und da brachen die Thränen aus ihren schönen Augen mit voller Gewalt hervor. — „Weshalb denn ich gerade!“ schluchzte sie.

Der Förster stand auch auf und ging im Zimmer auf und nieder, hielt die Hände auf den Rücken und brummte in den Bart hinein: „Große Kinder — fremde Kinder.“ Er ging ganz gebückt, der starke Mann.

Sie rissen sich von seinem Herzen los, die Kinder, die einen sanft und kaum merklich, die andern schmerzhaft und grausam.

Er verstand den Lauf der Welt nicht und sträubte sich.

Die andern wagten nicht aufzublicken, als der Vater so auf und nieder ging, und Schlimpimperlein saß mit schnell getrockneten Thränen, aber trotzig da.

Heinrich Strobel reckte seinen Kopf über den Wäschewall, der vor ihm lag, auf und sagte wohlgelaunt, um die schwüle Stille zu unterbrechen: „Aber Förster, daß Ihr den Strobel in einen reichen Taugenichts verwandelt habt, der noch dazu sein Weib sitzen läßt, darüber müssen wir noch miteinander ein Hühnchen rupfen.“ —

„Das weiß kein Mensch, was er thut oder nicht thut“ — sagte der Förster feierlich. „Heut liebt man einander, morgen läßt man einander!“

„Aber Fürst ist der Strobel drum doch noch nicht, so wenig als er die Anne jemals läßt!“ Dabei gab er seiner Braut einen herzhaften Kuß.

„Auch was Rechtes, Fürst! — Fürst oder Lump — Wurm oder Wurm. Es kommt auf eines heraus. Man soll an keinem Menschen hängen, das ist das Sicherste und Beste. Da schlägt man dem Schicksal ein Schnippchen. Merkt's euch — — —

„Die Schlimpimperlein ist klug, die hängt hier an niemand. — Wohl ihr.“

Das sagte der Förster bitter, während er auf das Mädchen blickte, das scheinbar gleichmütig über die Näherei gebückt saß.

„Wie eine Gans wird der Mensch gerupft, Strobel, bis er zuletzt so nackt und bloß dasteht wie zu Anfang. Zu Anfang weiß er nichts und zuletzt will er nichts mehr wissen, das ist der ganze Unterschied. Das bißchen Ehre, das sie einem lassen müssen, wohl oder übel — das ist zuletzt das Einzige, was bleibt. Man könnte sich die Mühe sparen.“

Mit diesen Worten ging der Förster hinaus.

„Ludovika, warum hast du denn das gethan,“ frug Anne vorwurfsvoll, auf ihre ruhige milde Art.

Da weinte Schlimpimperlein und sagte: „Du hast gut reden. Was hat man denn vom Leben? Dir hätte er sagen sollen, du sollst bleiben — da hätte ich sehen wollen!“

„Wenn du einmal einen Bräutigam hast, wird er's dir

auch nicht ſagen. — Er läßt dich gehen, wie er mich gehen läßt," ſagte die Braut ruhig.

„Er wollte dir ja nur zeigen, wie lieb er dich hat und da biſt du — ſo."

„Da hätte er ſagen ſollen, was er wollte," antwortete das Mädchen. „Wie ſoll ich das verſtehen."

Alles nimmt einmal ein Ende — auch die Langeweile und Einſamkeit eines ſchönen Kindes, das ſeiner Schönheit froh werden möchte. Endlich kommt etwas, lang erwartet oder unvorhergeſehen, aber es kommt.

Und ſo ſahen ſie tags darauf, nachdem Schlimpimperleins Lebensdrang ſo ungeduldig geworden war, wie ein Füllen, dem ein Zaum angelegt iſt, und das nach allen Seiten ausſchlägt, eine lange Schlittenreihe die Ettersburger Chauſſee heraufkommen.

„Ja," ſagte Ludſchevadel, „was iſt denn das!" als die Schlitten alle zum Feldweg, der zum Röbchen führte, einlenkten. Sie rief im Eifer Schlimpimperlein herbei, die aber der Sache außerordentlich kühl entgegenſah.

„Ein paar unten aus Weimar," meinte ſie gleichgültig.

„Du biſt eine Feine," ſagte Anne-Ludſchevadel lachend. „Du läßt dir freilich nicht in die Karten ſehen. Na! verſtell dich nur nicht!" Ludſchevadel packte ſie an den Schultern und zog ſie im Kreiſe herum.

„Geh, laß mich, was iſt denn da weiter!"

Ludſchevadel aber freute ſich ganz offen und ehrlich für ſie. „Aber was haben wir ihnen vorzuſetzen, das möchte ich wiſſen! Wer denkt denn an ſo viele Gäſte auf einmal!" rief ſie.

Da ging aber ſchon die Thür auf und Heinrich Strobel ſprang herein und hatte eine rote ſpitze Kappe auf. „Sie bringen alles mit, ihr Mädchens, ſeid ohne Sorgen."

„Deſto beſſer!" rief Ludſchevadel, „aber wie ſiehſt du denn aus?"

„Masken," ſagte Schlimpimperlein träumeriſch.

Und da kam es auch ſchon ins Zimmer gequollen. Draußen hörte man die Schlittenpferde mit ihren Glöckchen läuten.

Die Förſterin kam aus der Küche geſtürzt.

„Ja du meine Güte! Die ganze Redoute aus dem Stadthaus kommt ja da aus den Schlitten!“

Sie ſtanden ganz betreten alle drei über den tollen Menſchenſchwarm, der mit einemmal in ihre winterliche Einſamkeit übergefloſſen kam.

Aus Tüchern und Pelzen ſprangen die ſonderbarſten Figuren: Harlekine und Ritterfrauen, weiße Bäcker und Mönche, Teufel und Bäuerinnen. Manche trugen Masken und manche ſchauten aus ihren Kapuzen und Kappen mit den rotgefrorenen Geſichtern unternehmend in die Welt hinaus.

Aber ob Masken oder keine, die Förſtersleute hatten noch lange nicht ihre fünf Sinne bei einander, um irgend jemand erkennen zu können. Draußen warf es jetzt mit Schneeballen an die Fenſter und die Schlittenglöckchen läuteten ſo hell und luſtig in die Schneeeinſamkeit hinaus. Und jetzt klang gar vor der Thür eine Fiedel.

Sie hätten nicht verwunderter ſein können.

Schlimpimperlein war ganz verſtummt und ſchaute nur träumeriſch in das Gewimmel hinein.

Die Förſtersmagd war ſogleich geſprungen und hatte im ſogenannten Saal, in dem bei ſommerlichem Regenwetter ſchon gar manches Tänzchen abgehalten war, ein gehöriges Feuer angezündet.

Inzwiſchen ſteckten ſie alle miteinander noch in der großen Wohnſtube.

Große Körbe wurden jetzt hereingeſchleppt und eine kleine Frau kommandierte.

„Das iſt ja die Rätin Tiburtſius,“ ſagte die Förſterin zu Ludſchevadel.

Die Frau Rätin war aber als Königin der Nacht aus ihrem Pelz gekrochen, ſteckte in einem engen ſchwarzen Kleid, das mit goldenen Papierſternen beſät war, band ſich in aller Eile, um vollſtändig zu ſein, einen großen Stern, den ſie im Strickbeutel gehabt hatte, auf dem Kopf feſt und fing an in den Körben zu wirtſchaften, wobei ihr die vortreffliche Magd Kathrine, die ſie mitgebracht hatte, half.

Das Ganze war alſo die ſogenannte Lawine der Frau Rätin Tiburtſius, die ſich in Schlitten zum Rödchen herausgewälzt hatte.

Bald durchzog das ganze Haus ein gewürziger Kaffee-

duft. Tiburtſiuſens Kathrine und die Förſterin brauten ihn miteinander. Das Feuer im Saale brannte in voller Eile und mit Geprasſel, daß das eiſerne Oeſchen puſtete, fauchte und glühte und die ſchwarzen Rohre, die durch den halben Saal liefen, kniſterten und vor Hitze dröhnten.

Wie im Handumdrehen war es warm, wenn auch in den Ecken und an den Fenſtern ſich noch ein eiſiges Lüftchen aufhielt, das wurde bald von den luſtigen Masken verſcheucht, die jetzt in den Saal einſtrömten und Tiſche und Bänke rückten und lachten und lärmten. Ludſchevadel und die Förſterin brachten die Taſſen und die kleine, dicke Tiburtſius kramte in Kuchen und er, Tiburtſius, der als Maske ſeinen langen weißen Flausrock trug, auf den ihm ſein kleines Weib einen großen goldenen Stern auf dem Rücken genäht hatte, mußte die Berge von Kuchen, die die Königin der Nacht auf Schüſſeln lud, auf die verſchiedenen Tiſche verteilen. Er trug eine weiße Zipfelmütze auf dem Kopf, die als Troddel einen Stern hatte, und ſo war der Herr Rat ein billig hergeſtellter Abend- oder Morgenſtern.

Und bald ſaßen ſie alle und ſchwatzten und wärmten ſich und tauchten ihren Kuchen in den Kaffee.

Die Förſters ſaßen auch alle mit am Tiſch.

„Teufel auch," rief der Apotheker, „wenn das nicht gemütlich iſt!" Und er ſtieß mit ſeiner Kaffeetaſſe links und rechts an und dienerte dabei.

Heinrich Strobel hatte einen jungen Menſchen neben ſich ſitzen, der allen, wie es ſchien, fremd war, und den er den Förſtersleuten als Herrn Friedrich Herzlieb vorſtellte; „ein Verwandter von der kleinen Mienchen Herzlieb in Jena, die ich vergangenes Jahr gemalt hab'," ſagte er. „Ich hab' ja von ihm erzählt.

„Er iſt mein Gegenſtück in allen Dingen," dabei faßte Heinrich Strobel das Gegenſtück am Kragen. „Seht her, auch in Hinſicht des Mammons. Weiter: arbeite ich wie ein Pferd, er ſpielt nur und bringt mehr fertig wie ich. Ich bin borſtig," damit ſtreckte Heinrich Strobel ſeinen unglaublich ſtarr aufſtrebenden Haarſchopf vor, „er iſt ein Karnickel an Zartheit der Behaarung.

„Aus mir machen ſich die wenigſten was, die Frauenzimmer gar nichts — bei ihm iſt das anders.

„Ich habe ihn mir zur Ausgleichung nach Weimar kommen lassen.

„Er geht unten bei Excellenz Goethe ein und aus, so ein Grünschnabel und ich könnte darüber verrecken, wenn ich mir in den Kopf gesetzt hätte, auch einmal so einer Ehre teilhaftig zu werden.

„Na, ich gönne dir's! Und hiermit überliefere ich euch diesen Herzbruder und Seidenhasen. — Ich denke, daß ich selten mehr ohne diese Menschenspecies heraufkommen werde, weil wir eben Ergänzungsstücke sind."

„Die Sache sieht anders aus, wie Strobelmeier sagt," unterbrach ihn der junge Mensch mit einer leichten Liebenswürdigkeit, „er ist nämlich mein Herr und Meister."

„Welche von beiden ist nun deine Braut, Strobelmeier?" frug er unvermittelt und blickte auf Schlimpimperlein und Ludschevadel, die eben mit einer Ladung Tassen an den Tisch traten.

„Nate," sagte Heinrich Strobel.

Der Kamerad legte die Arme auf den Tisch und schaute auf beide Mädchen. Er gehörte zu den Menschen, bei denen der Hals richtig auf dem Rumpf sitzt und der Kopf wieder fein und künstlerisch, nicht grob zugehauen am Hals ansetzt, wie sich's eigentlich gehört. Es ist alles vortrefflich an ihm gebildet, in schönster Ordnung. — Etwas Weiches, Lässiges ist über die ganze Gestalt ausgegossen. Seine Lippen sind auch weich, sybaritisch, in seinen Augen liegt etwas Lebendiges. Er ist blond.

„Strobelmeier," so nannte er seinen Freund, „ist es die Kleine?"

„Reingefallen," lachte Strobel. „Wann lernst du mich kennen!"

„Ich denke die Gegensätze."

„Aber heiliger Strohsack, den Gegensatz doch nicht heiraten, Junge, den muß man jeden Augenblick wieder los werden können, wie wir beide einander, zum Beispiel."

„Also Sie, Demoiselle," wandte er sich an Anna, „Sie werden diesem Lebenskünstler angehören?"

„Wie denn, Lebenskünstler?" frug Ludschevadel — wie nicht angenehm berührt von der Art des jungen Menschen.

„Lebenskünstler, freilich Lebenskünstler, wissen Sie viel-

leicht, wie er sein Geld aufbewahrte, als wir miteinander in Dresden studierten, Demoiselle."

„Wenn er nämlich eins hatte," warf Heinrich Strobel dazwischen.

„Das vorausgesetzt. — Da hat er's in der ganzen Stube verstreut zwischen die Betten geschmissen, unter das Bett, auf den Ofen, in den Ofen, in die Asche, zwischen die Möbel, überall hin, und wenn er ein Geld brauchte, hat er gesucht und gewirtschaftet und ist auf allen vieren herumgekrochen — aber so kam nie die Zeit, daß er mit gutem Gewissen hätte sagen können: Ich hab' wirklich nichts mehr, denn irgendwo konnte immer etwas noch stecken. — Und wissen Sie, wie er damals seine Abendsuppe sich kochte? Er hatte so etwas, das er seinen Apparat nannte, einen Henkeltopf an einem Bindfaden, den hing er an einen Nagel, und der Nagel steckte in einer Kiste, die auf seinem Tisch stand, und unter den Topf stellte er sein Licht und bei dem Licht, das kochen und leuchten mußte, hat er gearbeitet — und wie gearbeitet. — Wissen Sie denn das auch noch nicht?" frug er eindringlich.

„Nein," sagte Ludschevadel und hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und sah mit eigentümlich bewegtem Ausdruck auf ihren Bräutigam, der gleichgültig dasaß, als wenn's ihn nichts anging. „Das ist kein Mensch, der Strobelmeier," fuhr der Kamerad fort — „das ist kein Mensch! Da hat er gar nichts erzählt. Auch nicht, wie er geheizt hat?"

Ludschevadel schüttelte den Kopf.

„Es war gehörig kalt, Demoiselle, die Fenster waren hinaufgefroren und wir sitzen bei ihm, in seiner Bude, vier Stock hoch unter dem Dach. Er ist ganz wohlgemut; daß es ein Ding wie Heizen gibt, fällt ihm gar nicht ein.

„Da schaut er uns mit einmal an: ‚Ihr habt wohl kalt — wie?' ‚Ich glaub' schon,' sagt einer und schüttelt sich.

„‚Wart, das werden wir gleich haben,' meint der Strobelmeier, kriecht unter den Tisch und holt einen uralten Pappdeckel vor. — Jetzt schlägt der Strobelmeier Feuer und zündet seinen Pappdeckel im Ofen an. — ‚So, nun haben wir's gemütlich!' meint er. Und ich sag' Ihnen, Demoiselle,

wir hatten es gemütlich, da war keiner, der die Herzloſigkeit gehabt hätte, noch weiter zu frieren.

„Und wieder einmal war ein armer Teufel bei ihm auf der Bude krank geworden, da hat er nachts um Zwölf, weil es auch bitter kalt war, ein altes zerfallenes Faß aus dem Hof vier Stock hoch heraufſtibitzt und wollte damit heizen, macht aber ſo einen greulichen Spektakel, weil die Faßdauben nicht ohne weiteres auseinander wollten, daß er das ganze Haus aufweckte.

„‚So geht's, wenn man Luxus treibt,' ſagt er da.

„Er war eben kein Menſch. Es konnte ihm nichts etwas anhaben."

Da reichten ſich die beiden Verlobten die Hände — und ſchauten ſich beide an, als wollten ſie ſagen: „Wir, wir verſtehen einander," und in den Augen der Braut lag ſo ein unendliches Vertrauen ſo offen und ehrlich ausgeſprochen — und Heinrich Strobel verſank in dieſen vertrauensvollen Blick. Er ſchien ihm gut zu thun.

„Mir iſt wohl," ſagte er zu ſeinem Kameraden trocken und ruhig.

„Das mag eine feine — feine Geſchichte ſein, die du da eingefädelt haſt," meinte der Kamerad.

„Eine feine, haltbare Geſchichte," antwortete Heinrich Strobel.

Schlimpimperlein war, während die drei miteinander ſprachen, aufgeſtanden und hinausgegangen.

„Wo iſt denn das kleine Wunder hin?" ſagte Friedrich Herzlieb, als er nicht mehr ſprach, und ſchaute ſich um.

„Kleines Wunder iſt gut," meinte Strobel, für ſich — halblaut.

Es währte nicht lange, da trat ſie wieder ein. Sie hatte ihr Hauskleid abgelegt und war in das weiße Sommerſonntagskleid geſchlüpft, ſah liebreizend in ihrer taufriſchen Jugendlichkeit aus. An der Bruſt trug ſie eine friſche Roſenknoſpe und einen Reſedazweig und einen Heliotropſtengel. Die Blumen hatte ſie von dem Winterblumenfenſter der Förſterin ſich abgeknickt.

„O weh, dein Freund hat ihr gefallen," ſagte Ludſchevadel leiſe zu ihrem Bräutigam, „der arme Vatter! Sie

ist noch so jung, die hätte gut noch warten können. Mir thut er selber leid, wenn er so bald allein ist."

„Da kennst du aber den Vater schlecht, der läßt sich zweimal so eine Lehre wie gestern abend nicht geben, der wird froh sein, wenn sie geht," sagte Heinrich Strobel.

„Da kennst du ihn nicht, Heinrich. Es ist etwas Eigenes. Wie sie ein ganz kleines Kind war, ist es schon so gewesen."

„Gestern hat sie ihm einen Tritt versetzt, dünkt mich, an dem ich wenigstens genug hätte."

„Aber Eltern, was ertragen die nicht mit ihren Kindern und bleiben ihnen doch gut."

„Mütterchen," sagte Heinrich Strobel freundlich, und dann: „Es ist aber doch kaum zu glauben, daß so ein Engelskind, wie sie jetzt so da steht, so ein hartes, rohes Herz haben kann."

„Nimm du einmal so ein Jüngelchen oder ein kleines Mädchen, um es zu küssen, wenn es nicht will, da wirst du sehen, wie es schreit und zappelt und hat dann noch lang kein rohes Herz. So ist's bei ihr auch," sagte Ludschevadel.

„Sie hat eine gute Schwester, das scheint mir das Beste an ihr zu sein," sagte Heinrich Strobel.

Als Schlimpimperlein eintrat, hatten sich aller Augen auf sie gerichtet. Sie war ein kleines Wunder, das blütenjunge Weibchen, in seiner zierlichen Jungfräulichkeit mit dem runden weißen Gesicht, den braunen kühl blickenden Samtaugen.

„Von den Waltersmädchen ist doch eins schöner und braver, als das andre, von oben angefangen, der jüngste Käfer ist wirklich ein exquisites Frauenzimmerchen," meinte der Apotheker. Es währte nicht lange, da wurden die Bänke und Tische an die Wände gerückt, der Fiedler stellte sich in Positur und die Masken schwirrten im Tanz untereinander. Alles tanzte, jung und alt.

Dazwischen wurde dem Jenenser, der in seinem Madeirafaß logierte, gehörig zugesprochen. Manche tranken ihn als Bowle, manche als Punsch und wieder manche verehrten ihn am meisten in Form eines derben Glühweins

Die Försterin verstand ihn auf alle Art genießbar zu machen — und er that auch auf alle Art seine Wirkung.

Es war unſäglich gemütlich oben in dem einſamen verſchneiten Rödchen.

Und mitten in dieſer bürgerlich behäbigen Heiterkeit genoß ein junges ſchönes Paar die Glückſeligkeiten der Jugend, ſchwenkte ſich im Tanz und fühlte und ſah nur ſich allein.

Das alles geſchah im Rödchen, in welchem vor dunklen Zeiten Doktor Fauſtus geboren war, im Rödchen, das über den Trümmern eines vergeſſenen Dorfes, über Gräbern vergeſſener Menſchen aufgebaut und aufgewachſen war.

Zu Schlimpimperlein iſt endlich das Glück und die Jugendluſt heraufgekommen, ſie brauchte ſich deshalb nicht mehr nach Weimar hinabzubemühen — ihre unbeachtete Schönheit iſt keine Laſt mehr, die Langweile iſt weggewiſcht und ſie ſelbſt liebenswürdig wie ein glückliches Kind.

Sie iſt es jetzt, die den Vater aufſucht und ſich an ihn ſchmiegt.

„Das ſollte man vordem wiſſen," ſagte der Förſter zu Heinrich Strobel — „ehe man die Kinder auf die Welt ſetzt, glücklich kann man ſie ſelbſt nicht machen, das thun andre. Lieben thun ſie uns auch nicht, Gott bewahre, das iſt ganz etwas andres. Wenn es ihnen die Fremden wohlgemacht haben, fällt ein Broſamen für uns ab, und geht es ihnen nicht, wie ſie wollen, kommt unſre Liebe ihnen erſt recht armſelig vor.

„So ein alter Menſch lernt nicht aus."

Das Leben ging über den Förſter hinweg, und er begann ſich als Alter zu fühlen.

Die Jungen eroberten die Welt um ihn her.

Er verlegte ſich, wenn er daheim ſaß, aufs Grübeln und wurde ſchweigſamer und teilnahmloſer als ſonſt.

Er hatte da nichts mehr zu thun; wo er ſich in ſeinem Eigentum, im unbeſtrittenen Beſitz, geglaubt hatte. Wie Seifenblaſen zerplatzte vor ſeinen Augen, was er für feſt wie Felſenſtein gehalten. Ganz anders ſah alles aus, wie er geglaubt. Auf feſtem wohlgegründeten Boden hatte er zu ſtehen gemeint und wie es hell wurde, ſah er, daß er auf einer treibenden Scholle ſtand, an der die Waſſer von allen Seiten gierig fraßen, um ſie bald ganz aufzulöſen.

Er war nachdenklich geworden.

An Kraft hätte er es mit all dem jungen Volke auf-

nehmen können. Er fühlte sich stark und gesund und mußte zurücktreten, andre machten sich breit.

Nicht nur im engen Hause war's ihm nicht wohl. Das weite Vaterland bedrückte ihn noch tiefer und schwerer und versank vor seinen Augen in Schmach und Knechtschaft.

Durch die Einflüsse des Lebens wurde aus dem mächtigen alten Burschen einer von den einsamen Menschen, den die andern nicht verstehen.

Die Försterin und die beiden jungen Paare aber freuten sich des Lebens.

Der Försterin ging es wohl auch nah, daß sie in absehbarer Zeit die Töchter hergeben mußte; aber es war auch ein gutes, zufriedenstellendes Gefühl, daß sie dieselben so sicher angebracht hatte. Sie war stolz darauf.

Alternde unversorgte Töchter im Hause zu haben, wäre ihr wie eine Schmach erschienen.

Lächeln mußte sie aber gar oft über die große Verschiedenartigkeit ihrer beiden Paare. — Das war unruhiges Blut, die beiden Jüngsten! Sie, die Kleine, wohl zwar nicht, die blieb die Kühle, aber der junge Herzlieb machte so viel Wesens von ihr und von seiner Liebe zu ihr, wie der Försterin noch nichts vorgekommen war. Und daß Schlimpimperlein sich alle Ueberschwenglichkeiten gefallen ließ, nahm sie doch wunder. Sie hatte ihre Mädchen so einfach und bescheiden erzogen, daß sie gemeint hätte, die Haare müßten sich der Kleinen sträuben bei dem Gethue. — Aber im Gegenteil, wie ein Götzenbild, das mit Behagen den Opferduft schnuppert, so ließ sie sich jede Vergötterung gefallen.

Er war von ihrer Schönheit, ihrem Liebreiz berauscht, so daß sein Freund Heinrich Strobel es liebte, ihn manchmal mit einer Bemerkung abzukühlen.

„Mein Gott, Junge," sagte er ihm, als sie einmal miteinander vom Rödchen abends Weimar wieder zugingen, „so faß doch die Sache einfach auf, sie ist ein nettes Mädel, sie wird dein Weib, sie wird Kinder gebären, deinen Haushalt führen und ein altes Weib werden. Du siehst, die Sache wird im Sande verlaufen."

„Strobelmeier!" rief der junge schöne Mensch. „Jetzt zum Teufel bleib mir mit deiner altbacknen Weisheit zu

Haus. Verſchände mir das Götterkind da oben nicht," er zeigte zum Rödchen zurück.

„Bleib mir mit deiner Ehe, deinen Kindern und Windeln vom Hals, deinen Hebammen und Pfarrern und Kindergeſchrei — pfui Teufel."

„Na, pfui Teufel — was denn pfui Teufel?" ſagte Heinrich Strobel trocken. — „Du willſt Familienvater werden, da kommen dir und deinem kleinen Balg da oben dieſe Sachen alle über den Hals!"

„Strobelmeier!" rief der junge Herzlieb, „ich erkenne dich ja gar nicht, ein Philiſter warſt du doch weiß Gott nie!"

„Bin auch keiner."

„Die Ludſchevadel da oben macht dich dazu."

„Lieber Junge," ſagte Heinrich Strobel ernſt, „das bitte ich mir aus, — an die rühr' mir nicht — das verſtehſt du nicht. Es braucht auch kein Menſch zu wiſſen, was ſie mir iſt. Mit ihr ſpielen und es mit ihr treiben, wie mit einer Dirne — nein — das eben nicht. Sie ſoll mein Weib werden — der Freund fürs Leben. — —

„Ich habe dir's geſagt, wie's mit mir ſteht. Ich hab' mich durchs Leben würgen müſſen; da oben," auch er zeigte, wie vorhin ſein Kamerad, zum Rödchen zurück, „da oben habe ich mein Lebensglück gefunden."

Sie ſchwiegen beide.

„Aber verurteilen, dächte ich, ſollteſt du's auch nicht, wenn ich mich an dem wundervollen Geſchöpf freue, Strobelmeier."

„Gewiß nicht. Aber es ſchadet auch nichts, denke nur manchmal daran, daß ſie dein eheliches Weib werden wird, daß ſie Mutter deiner Kinder wird."

„Na natürlich wird ſie das, der arme Narr," ſagte Friedrich Herzlieb; „aber weshalb ſoll ich ihr und mir das beſte Glück damit verderben. — Oder meinſt du vielleicht, mir iſt's nicht ernſt mit ihr, — Strobelmeier?"

„Nein," ſagte der, „das mein' ich nicht; — meint' ich's aber — ehe ich den Leuten, dem Förſter oben, durch meine Schuld, weil ich dich brachte, ſo etwas anthun ließ, fiel einer von uns beiden, mein lieber Junge."

„Wer denkt denn daran, du ſtruppiger Kerl. Was ſtellſt denn du dir vor? Totſchlagen laſſ' ich mich lieber,

und jetzt halt dein Maul, Pfaff, und laß mich mein schönes Kind feiern, wie's mir beliebt."

„Jawohl," sagte Heinrich Strobel und summte vor sich hin:

„Und schrieb mit Tinte
dem Kinde
'nen Liebesbrief,
drei Ellen lang
mit Tinte.
Dem Kinde
Juchhe!"

So gingen sie miteinander.

Friedrich Herzlieb aber feierte sein schönes Kind weiter wie's ihm beliebte. Da er der Sohn wohlhabender Eltern war, fehlte es ihm nicht an Mitteln, seine Liebste zu schmücken und zu erfreuen. Ein Bote lief jeden Tag von Weimar zum Rödchen hinauf mit Blumen und Briefchen, Bändern und allerhand Sächelchen.

Einmal kam er selbst und brachte ein wunderschönes Halsband mit, zog es aus dem Futteral und wollte es seiner Braut um das schlanke Hälschen legen.

Der Förster aber, der zugegen war, legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter.

„Nein, mein Bester, das steck' Er wieder ein, ist sie einmal Euer Weib, dann hab' ich nichts dagegen.

„Mein Mädchen darf das nicht. Mir behagt's nicht, wenn eine Braut sich so beschenken läßt. Punktum."

Es war Mai geworden, ging auf den Juni zu. — Das Rödchen war in voller Pracht, die Leute zogen hinauf, um sich am jungen Grün zu freuen, an dem Duft der Birken, am Garten der Försters leute, der im Blütenschmucke prangte. Es war jetzt alles aufgebrochen, die Pfingstrosen, rote und rosa, Nachtviolen, Iris in allen Farben, Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht, Primeln und Narzissen, die Beerensträucher trugen ihre goldgelben Träubchen, die Apfelbäume blühten noch und hatten die rosigen Blumenschälchen weit geöffnet, und die dichten dunklen Gaisblattlauben dufteten mit hundert Wohlgerüchen. Das hohe Lied des Frühlings in tausend frohen, neu erwachten Tönen

und von jungen Düften begleitet, ſtieg von der Erde gen Himmel auf.

Da war's im Rödchen ſchön und da hatte die Förſterin alle Hände voll zu thun, um ihre Gäſte zu befriedigen, und auch die Mädchen hatten zu helfen von früh bis abends. Am Vormittag Kuchen backen, Kaffee brennen und alles für etwaige Gäſte herrichten und nachmittags die Gäſte bedienen und mit ihnen plaudern.

Die Zeit der Lindenblüte war jetzt gekommen und die Zeit der Roſen, der Centifolien.

Die Lindenblüte wurde, wie wir wiſſen, ſeit Menſchengedenken mit Tanz und Fiedel unter dem alten Baum, dem Stolz des Rödchens, der uralten Dorflinde, gefeiert. Auch dieſes Jahr.

Das ließen ſie ſich nicht nehmen, die Leute, ſo traurig es im deutſchen Lande ausſah.

Seit zwei Oktobern war die Kirchweih um Weimar ausgefallen, aber jetzt zur Lindenblüte, da ſollte etwas nachgeholt werden.

Das einſame Haus im Rödchen hatte ſeine Gerechtſame, die gleichſam wie an ihrem letzten Halt dort hängen geblieben waren, und die dem verſchwundenen Dorfe, das im Bruderkriege zerſtört wurde, einſt eigentümlich geweſen waren. Der „Heimrich" oder das Hegemahl, das wurde da oben gefeiert, ſeit Menſchengedenken und weit über Menſchengedenken hinaus. Das war ein Feſt, das noch von alter Gerichtsbarkeit herrührte, die auf eingehegter Wieſe einſt ſtattfand, einer Feldgerichtsbarkeit — und die mit einem Mahle, dem Hegemahle, ſchloß und dieſes wieder gegen Morgen, wo noch einmal friſch ausgeſchenkt und kalt aufgeſchnitten werden mußte, dem „Hahnewackel", dem Ende des Heimrich. „Heimer" aber hießen die Bauern, die, die ein Heim haben.

Um Weimar, unter alten Linden, da findet man noch hie und da uralte Steintiſche, die das Volk jetzt „Heinrichstiſche" nennt, Heimrichstiſche, aus alten Irrblöcken gehauen, an denen einſt Gericht gehalten wurde.

Ein Heimrich, ein Hegemahl ſollte nach altem Brauch im Rödchen wieder gefeiert werden, das ließ ſich jung und altes Volk in Weimar nicht nehmen. Unter der blühenden

Linde mußte getanzt und an den langen Tiſchen vor dem Förſterhaus mußte getafelt werden bis zum Hahnewackel und wenn es im deutſchen Lande noch trauriger, ſchmachvoller und hoffnungsloſer ausgeſehen hätte. Die weimariſchen Bürger waren behagliche Leute, konnten ſich nicht fortwährend ereifern und beklagen. Man muß die Dinge nehmen, wie ſie ſind, und damit gut.

Der Förſter fand, es wäre wahrlich nicht an der Zeit, Freudenfeſte zu feiern und unnütz Geld auszugeben, wo Kriegskontribution das Land ſchwer drückte, Fremde ſich breit machten und deutſche Fürſten und Bürger Knechtsgeſtalt angenommen und keiner ſo hoch im deutſchen Lande ſtand, der nicht demütig den Rücken vor dem großen Tyrannen und ſeinen Schergen gebeugt hätte.

Aber ſo ein geplagter Bürgersmann will auch einmal aufatmen, und was geht ihn ſchließlich die Demütigung der Großen an. Er muß hart genug an Gut und Leben darunter leiden.

Hol's der Teufel! Er will aus dem Elend heraus. Er will ein freier Menſch ſein, der ſich um nichts ſchert, als um ſein eigen Haus und Hof und Haut. — Er will heraus und wär's auf ein paar Stunden. So kam es, daß mitten im Juni, wo die Erde voller Roſen ſtrahlt und duftet und die Linden blühen, die Bienen ſchwärmen und die ganze Natur im Feſtkleid prangt, das ſie auch angelegt, ohne nach Krieg und Frieden der Großen zu fragen, die Ackerbürgersleute aus Weimar ein Frühlings- und Freudenfeſt oben im Rödchen feierten, auf dem es luſtig, ſo ausgelaſſen und reichlich zuging, als lebte man im tiefſten Frieden und nicht in Not und Gefahr.

Am Nachmittag begann die Herrlichkeit, da ſaßen ſie an den Kaffeetafeln. Am Ehrenplatz der alte Kaufmann Zunkel, mit dem hohen Rohrſtab, der einen gewaltigen Silberknauf hatte. Den Stab mußte er als Ehrenälteſter beim Hegemahl tragen, mußte ſo den erſten Tanz anführen, den Stab hochheben, wenn ein Trinkſpruch gehalten wurde. Er war es auch, der Streitigkeiten zu ſchlichten hatte. So hatte ſich auf ihn die ſagenhafte Macht des hohen Richters der Feldgerichte, durch Jahrhunderte abgeſchwächt, übertragen.

Ihm ſtand auch das ſchöne Recht zu, zwiſchen Braten

und Nachtisch, die jungen Mädchen, die am Hegemahl teilnahmen, zu küssen, wozu er einen Umgang um die Tafel halten mußte.

Mit feierlichem Kaffeetrinken begannen sie und tanzten dann bei hellem Sonnenschein unter der blühenden Linde; Vogelsang und Bienengesumme in der golddurchwirkten Krone über ihnen.

Die Waltersmädchen waren heute von allen Verpflichtungen freigesprochen. An ihrer Stelle waren Mägde aus der Stadt mit heraufgebracht, die die Bedienung besorgten. — Beide Bräute trugen weiße Kleider und Schlimpimperlein hatte auf dem schönen Kopf einen Kranz von Centifolien, der ihr die Augen beschattete, Ludschevadel trug nur ein bescheidenes Rosensträußchen am Busen.

Schlimpimperlein, am Arme ihres Verlobten, war ein liebreizender Anblick. Die zarte volle Gestalt von dem engen dünnen Kleid umgeben, die zärtlichen runden Arme, das feine Hälschen, die zarten Schatten des jungen Busens.

Sie war ein Anblick, der grünem und dürrem Mannsvolk zu Kopf stieg — und sie hätte keinen Augenblick zu Atem kommen können, wenn ihr Verlobter sie einem einzigen zum Tanze gegönnt hätte; aber er hielt sie am Arm und im Arm den ganzen Abend.

Das war der Försterin recht und sie lobte ihn, denn ihr schien die Schönheit ihres Mädchens für ein Bürgerskind nicht recht am Platz.

Sie hätte ihr gern etwas angelegt oder abgenommen, — und doch schlug ihr das Herz vor Freude zwischen Braten und Kochen und Schelten und Fragen und Antreiben der fremden Mägde, daß sie ein so schönes Kind besaß. — Ludschevadel war eine liebe Seele, die niemandem besonders auffiel und mit allen gut auskam. Sie tanzte mit jedermann, mit alt und jung und sprach mit allen anmutig und bescheiden. Wenn sie zu ihrem Heinrich zurückkehrte, schaute er sie glücklich und zufrieden an und sie ihn strahlend, und sie saßen miteinander und atmeten den Lindenduft ein und hielten sich an der Hand und schauten auf das Getriebe, das zuerst im Sonnenschein sich tummelte und auf das der Mond später sein mildes Licht warf und über das Fackeln und Windlichterschein zuckte.

Am Abend ging das rechte Leben erſt an, da kam das eigentliche Hegemahl an die Reihe, und nach dem Trinken und Eſſen erwachten die Lebensgeiſter. Die herrliche Sommernacht hüllte alle ein und drängte ſie zuſammen auf den erleuchteten Platz unter der Linde. — Und in dieſem hellen Kreis wimmelte es wie ein Mückenſchwarm, der ums Licht ſchwärmte. — Nur hie und da fiel ein heißgetanztes Pärchen aus dem glänzenden Zauberkreiſe ab und wandelte im Dunkeln.

Und wie ſie ſich ſchwangen und wie ſie lachten und flüſterten und wie die Herzen ſchlugen, und der Wein die Sinne belebte und trübte! Entfernt im dichten Gebüſch ſangen die Nachtigallen, denen Liebesſehnſucht die kleinen Herzen ſprengen wollte.

Dem Förſter war's nicht wohl zu Mute. Sie kamen ihm ſo erbärmlich vor, die gedankenloſen Leute — wo Tod und Krieg und Schmach und Not über die Erde hinzog und alles mit ſich riß, vernichtete, zerſtampfte, wo keiner ſeines Lebens und ſeines Gutes ſicher war, wo Könige in den Staub getreten wurden und jeder Mutter junger Sohn ſein Blut einem frechen Eroberer ohne Gnade und ohne Ehre hinopfern mußte.

Er fühlte ſich einſam, verlaſſen in ſeinen heiligſten Gefühlen auch von den Seinen. Seine beiden jüngſten Liebesleute tanzten mit unverſieglichen Kräften.

So aneinander geſchmiegt, in geheimnisvoll dämmriger Nachtluft, einſam unter Menſchengedränge dahinzufliegen, den nahen Atem zu fühlen zwiſchen Blütendüften und die jungen warmen Körper, und jede Regung, Liebesluſt und Liebesglut und jede Bewegung Zärtlichkeit und Schönheit und Jugend — das ſteckt die Sinne an allen Enden zugleich an, wie eine feindliche Stadt, das flackert und loht, das möchte in Flammenglut die ganze Welt begraben. — Und dieſes Mückenpärchen fiel auch vom Lichtkreis ab.

Die Kleine hing ſo matt wie ein gehetztes Wild am Arme ihres Liebſten, der Roſenkranz auf ihrem Haar duftete, — die Roſen hatten ſich warm und welk ihr tief in die Stirn geſenkt. Dem jungen Bräutigam vergingen die Sinne. Ihr kühles Herzchen hatte ihn oft irregeführt; er hatte ſich erſchöpfen müſſen in Zärtlichkeit, Aufmerkſamkeit, um ein

gnädiges Lächeln seines schönen kleinen Götzen zu erhaschen. — Und jetzt, welches Wunder! — jetzt war er Herr und Meister, zitternd, mit klopfendem Herzen lag sie in seinen Armen.

Jetzt fuhr sie zusammen. Das waren Schritte! — Gleichgültig kühl legte sie ihren Arm in den seinen und ging mit ihm, und sie begegneten Heinrich Strobel, mit dem sprach sie harmlos und liebenswürdig, als hätte kein Windhauch ihr die Seele bewegt. Ihrem Begleiter aber war, als würde ihm der Hals zugeschnürt, er hätte kein Wort hervorbringen können.

„Was für eine kleine süße Hexe war sie doch!"

Friedrich Herzlieb wollte heute nicht mit seinem Strobelmeier vom Rödchen hinabgehen, wartete nicht bis zum Morgengrauen bis beim Hahnewackel das Fest sich neu auflebte, sondern ging früher, als die Sommernacht dunkel, nachdem der Mond untergegangen war, über der Erde lag. Als er von seiner Braut Abschied nahm, flüsterte er mit ihr und frug sie bang und erregt und sie erwiderte ihm flüsternd und berührte leicht seine Lippen mit einem Küßchen.

„Aber du, tanz mir nicht — tanz mir nicht mehr," sagte er, da lachte sie und er stürzte davon in die dunkle Nacht hinaus.

„Wo ist er denn?" frug Heinrich Strobel, als er Schlimpimperlein allein auf dem Tanzplatz stehen sah.

„Fort ist er gelaufen."

Da lächelte Heinrich Strobel.

„Wie wär's denn mit 'nem Schwagertanz?" meinte er, „den wird er doch erlauben? Wir sind einander ungefährlich, wir beide, denke ich."

„Ich denke es auch," sagte sie kühl, „der Herr Schwager mag mich nicht besonders."

„Wenn Sie brav sind, Schlimpimperlein, mag ich Sie schon, weshalb nicht — schon um Ihrer Schwester willen."

„Sehr schmeichelhaft," sagte Schlimpimperlein.

„Und wenn Sie an Ihrem Vater gut machen, was Sie Böses gethan haben!"

„Na, was denn?" frug Schlimpimperlein ungeduldig.

„Damals, im Winter, den Abend eh' ich den Herzlieb brachte."

„Daß ich nicht wüßte."

„Als der Vater Ihnen das Märchen erzählte."

„Ach gehen Sie, Herr Schwager, das ist nett nachträglich, da kann sich meine Schwester freuen, wenn Sie so sind. Der Vater hat das längst vergessen, mein Gott!" Sie war sehr ungeduldig.

„Das hat er nicht vergessen, Schwägerin, vielleicht vergißt er's sein Lebtag nicht. — Sie müssen das gut machen, Ludovika, mir hat's schon längst auf dem Herzen gelegen. Heut sag' ich's Ihnen.

„Diesen Vater, daß Sie den kränken konnten!

„Machen Sie's gut. Und nun den ‚Schwagertanz'."

„Er möchte nicht, daß ich tanze."

„So," sagte Heinrich Strobel lächelnd, „Sie böses Kind, vorhin wollten Sie doch, und nun weil ich Sie gescholten habe, möchten Sie mich strafen."

„Nein, er will es wirklich nicht."

„Ich bin da ausgeschlossen, meine Beste, bei dem Verbot. Sagen Sie ihm, Sie hätten mit dem Schulmeister getanzt, das ist ungefährlich."

Sie tanzten den Schwagertanz miteinander.

„Hast du mich mit dem kleinen Affen gesehen?" frug Heinrich Strobel seine Braut. „Wie nahmen wir uns aus?"

„Nicht besonders, mein Herr Liebster; wir sehen schon besser miteinander aus, glaub' ich."

„Das wollt' ich meinen. Sie ist ein Weibchen, wie ich dir sagte, geradeso ein Weibchen, wie ich damals meinte, eine Katze. — Was weiß ich! Prost Mahlzeit, wenn bei Herzliebs einmal die Herzliebe verraucht und die Tasse Schokolade ausgetrunken sein wird, möcht' ich um die Welt nicht in Friedrichen seiner Haut stecken.

„Jetzt ist der arme Teufel so verliebt, daß er davongelaufen ist. Vor so einer fressenden Liebe bewahre einen der Himmel!"

Heinrich Strobel und Ludschevadel hielten den Hahnewackel aus bis zuguterletzt.

„Auch des Lebens Hahnewackel miteinander, so Gott will, bis ans Ende," sagte Heinrich Strobel, und Anne Ludschevadel gab ihm die Hand darauf.

„Wenn die Kinder," fuhr er etwas weitsichtig fort,

„einmal alle verheiratet und untergebracht sind, da haben wir beiden Alten dann unsern Hahnewackel, dann leben wir noch einmal auf, gerade wie das Hegemahl.“ Das Bild gefiel ihm und er spann es aus und variierte es noch weiter, und seine Braut hörte ihm friedlich und glücklich zu.

Die Nacht, die auf diese festlich durchlebte folgte, erwachte Ludschevadel, sie schlief mit Schlimpimperlein in der Dachkammer zusammen. Der Mond schien durch das Kappfenster in einem breiten Strahl in das Zimmer hinein. Die alte Schwarzwälder Uhr tickte, und Ludschevadel konnte nicht wieder zum Einschlafen kommen. Sie dachte an Heinrich Strobel, an das schöne Fest, an ihr tiefes stilles Glück, an die Zukunft, die so schön und sicher vor ihr lag, an ihr künftiges Heim, an ihre Aussteuer, an alles, was sie an der Seite des geliebten Mannes erwartete. Wie wollte sie es ihm hübsch und behaglich machen! Sie lächelte dabei, als sie sich's vorstellte, wie gut er's haben würde; die schwere Jugend sollte ihm vergessen gemacht werden.

Mit einemmal aber hatte sie das unbestimmte Gefühl, als wäre sie allein im Zimmer, als wäre Schlimpimperlein nicht da. „Ludovikchen,“ rief sie vorsichtig, um sie nicht zu wecken, und doch so laut, daß die Schwester es hören konnte, im Fall sie auch wach läge.

Sie erhielt keine Antwort — da lauschte Ludschevadel noch ein Weilchen, erhob sich dann und schaute nach dem Bette der Schwester, da war es wirklich leer, und wie von ungefähr berührte sie die Kissen, die waren kalt. Schlimpimperlein mußte schon lange aufgestanden sein. Daß sie nichts gehört hatte, sie waren doch miteinander schlafen gegangen!

Einen so sonderbaren Schreck empfand sie.

Es war ihr, als müßte Schlimpimperlein etwas geschehen sein. Sie schlüpfte in Rock und Schuhe, horchte zur Thüre hinaus, da war alles dunkel und still im Haus. An der Schlafstube der Eltern horchte sie, weil sie meinte, Schlimpimperlein könnte zur Mutter gegangen sein, wenn ihr vielleicht nicht wohl war, auch da war alles still. — Im Wohnzimmer war sie auch nicht, — im ganzen Hause nicht. Wo war sie denn? In die Nacht hinausgegangen?

Ludschevadel verstand es nicht, weshalb sollte sie denn das gethan haben?

Sie öffnete die Hausthür und trat in die milde Juninacht hinaus. Der Jelängerjelieber und die Lindenblüten dufteten im Mondenschein. Es war eine köstliche Nacht.

„Ludovikchen!“ rief Ludschevadel leise. „Ludovikchen!“ Es war ihr so bang ums Herz.

War's ihr nicht, als wenn sie Schritte jetzt hörte, eilige Schritte? Nein, jetzt war's still.

Eine Nachtigall hub an zu schlagen: Tü — tü — tü — „Ludovikchen!“ rief sie jetzt lauter. Wo war die denn um Gottes willen?

Anne Ludschevadel ging weiter bis an den Garten.

Wie der Mond so unbeschreiblich über allen Sträuchern und Blüten lag! Wie alles undeutlich schimmerte und eine Nachtigall sang fort und fort: Tü—tü—tüüü.

Wie heilig schön war alles. Schöner noch als am Tage. — Aber die Nacht ist nicht für die Menschen gemacht, die sind da beiseite geschafft. Tags über gehört ihnen die Erde, nachts nicht mehr, nachts gehört sie sich selbst an. So etwas empfand Ludschevadel, als sie scheu den nächtlichen Garten betrat.

„Ludovikchen! Ludovikchen!“ rief sie zaghaft.

Und wie erschrak sie, als die Schwester aus einer Laube trat und ihr entgegenkam.

Sie wußte gar nicht, was sie sagen sollte.

„Nun, weshalb kommst du denn?“ frug Schlimpimperlein.

„Was thust du denn hier?“ frug Ludschevadel endlich. „Ich fand oben das Bett leer und hab' dich überall gesucht.“

„Das war nicht nötig, ich geh' nicht verloren.“

„So allein in der Nacht — da draußen, das hast du nie gethan. War dir denn nicht wohl?“

„Mir war wohl.“

„Na, komm.“ Anne Ludschevadel wollte sie an der Hand fassen.

„J, laß mich!“ sagte Schlimpimperlein ärgerlich.

So gingen die beiden Schwestern, ohne wieder miteinander zu reden, und legten sich zum zweitenmal diese Nacht schlafen.

Ludschevadel aber war es bang zu Mute.

„Hast du denn die Schritte nicht gehört, die ich hörte, als ich rief," frug Ludschevadel nach einer langen Weile, bekam aber keine Antwort, denn Schlimpimperlein schlief fest und ruhig.

Der Sommer verging leise abnehmend, wie er leise ansteigend gekommen war, die Blätter färbten sich, der scharfe Herbstduft stieg aus dem feuchten gefallenen Laub auf.

Oben auf dem Rödchen wurde eifrig genäht und zugerichtet, denn zu Mitte Oktober war die Hochzeit der Jüngsten. Friedrich Herzlieb hatte auf nichts zu warten, es waren wohlgeordnete und glückliche Verhältnisse, in denen er lebte.

„Gönnen wir's ihnen," sagte Heinrich Strobel zu seiner Braut, „bei uns geht's ein bißchen langsamer, aber was lange währt, wird gut. Und so zwei Mädchens auf einmal verlieren, das würde dem Alten jetzt hart ankommen."

„Jawohl, gönnen's wir Ihnen, du goldenes Herz," sagte Ludschevadel.

„Der Alte gefällt mir jetzt gar nicht mehr," meinte Heinrich Strobel darauf. „Daß er sich so ganz in die Politik hineinvergräbt, ist nicht gut. Das sollte keiner thun, der nichts dabei mitzusagen hat. Befriedigung kann's doch nimmer geben — und es frißt ihm am Herzen, dem braven Menschen. Wenn man ihn doch davon abbringen könnte, du."

„Das ist eins mit ihm, Heinrich."

„Wenn wir viele solcher Förster Walter hätten, sollte es dem in Erfurt doch verdammt schwer werden, das solltest du sehen, Anna, das würde anders werden."

„Freilich," sagte Anna.

„Solche Schmachtlappen! Ich kann's mir vorstellen, wie das so einem Kraftmenschen wie unserm Alten in die Galle fährt. Es ist ein elendes Schauspiel; das wird man in hundert Jahren erst überschauen. Jetzt ist zu viel darum und daran, weißt du, zu viel zu sehen und zu hören. Es ist so eine angenehme Aufregung dabei — und sie schwärmen im Grunde für den Riesenteufel. Er strömt Leben aus, wie ein Gewitter. Sie grausen sich auch wie bei einem Gewitter, aber es prickelt ihnen doch in den Nerven — und

das französische Theater! Ich glaube, in Weimar gibt's schöngeistige alte Weiber beiderlei Geschlechts, die das ganze deutsche Reich um ein Freibillet zu einer Vorstellung geben, in der sie Talma hören können, und es segnen, daß Napoleon gekommen ist und bei uns festsitzt, weil er Talma mitgebracht hat. — Das ist schon ein Opfer von tausend und aber tausend Leben wert. So klar denken sie's natürlich nicht, aber sie fühlen etwas Angenehmes, — als wäre Paris zu uns gekommen. Und Paris ist Paris! Weißt du, Vaterlandsliebe ist etwas — wie soll ich sagen — sie ist doch eine Art Treibhauspflanze, in Gottes freier Natur wächst sie nicht. — Es ist eine gezüchtete Pflanze. Weiter als ihr die Wurzeln reichen, geht auch einer natürlichen Menschenpflanze der Erdboden nichts an."

Heinrich Strobel hatte hiermit eine seiner längsten Reden, die er je von sich gegeben, gehalten.

„Du solltest doch einmal mit dem Vater so sprechen," sagte Anna.

„Thu' ich auch, hab' ich auch gethan — oft; aber der Alte donnert mich jedesmal so nieder, vor dem bin ich wie eine Pfütze im Vergleich zu einem Strom. Dem Alten kommt's gar nicht vor, als ob ich gerade in so ein Horn tute, wie er eins hat. Es ist ihm viel zu nüchtern. Ich glaube, er meint, ich rede das Gegenteil von dem, was ich rede, so wild wird er jedesmal.

„‚Ihr verdammten Lumpenhunde' heißt's da, so in dem Stil: ‚Ja, das glaub' ich, das wär' euch recht!

„‚So eine Saugesinnung, und das nennt ihr Schöngeisterei? Dafür wollt ihr euer Vaterland verraten. — Ein Künstler hat doch nie und nimmer ein Herz im Leib. Da sieh dir diese Kumpane unten in Weimar an. Ist da ein warmer Tropfen Blut zu finden? Was kauf' ich mir denn für euer bißchen Faselei! Geht mir, ihr eiskaltes Volk!' und so weiter — aber es schafft ihm Erleichterung. Und manchmal muß man die Schleusen bei ihm öffnen."

---

Es hieß zu dieser Zeit, daß Karl August dem Kaiser Napoleon ein großes Fest in Weimar geben würde, und

alle Köpfe und Mäuler waren voll davon — ein Feſt — das war etwas!

Die Fürſtlichkeiten würden alle von Erfurt nach Weimar kommen. Zwei Kaiſer, vier Könige, acht regierende und nicht regierende Herzöge, deutſche, franzöſiſche, ruſſiſche Matadore und Magnaten.

All dieſe Majeſtäten, Hoheiten, Durchlauchten, Excellenzen, alles drunter und drüber nach Weimar!

Was würde es da zu ſehen geben! Großer Allmächtiger! Das war ja, um ſich neue Augen und Ohren und einen neuen Anzug zu beſtellen! Das war etwas für die Weimaraner!

Talma und das ganze franzöſiſche Theater ſollte auch kommen. Herrlichkeit über Herrlichkeit!

Es war eine großartige Aufregung überall zu ſpüren. Man ſprach von Dingen, die alles Dageweſene überſtiegen. Es gab Bürger, die ihre Häuſer abputzen ließen. — Man wollte Unerhörtes aushecken; aber über Illumination, Stadtbekränzung, Bälle für alle Gilden, Aufzüge, Einholungen, weiße Jungfrauen kamen ſie doch nicht hinaus. Die Phantaſie gab nichts weiter her. Aber ſie fühlten's, das war gar nichts. — Na, der Hof wird ſchon etwas ausfindig machen! Aber was? Es gab Leute, die den ganzen Tag auf den Straßen herumliefen, um irgend etwas zu erfahren, was ſie weiter tragen könnten. Es war in Weimar eine Stimmung, als fielen alle Feſte auf Gottes Erdboden mit einemmal auf einen einzigen Tag zuſammen und man ſtände am Vorabende dieſes Monſtrefeſttages.

Die, die gebrannt hatten, einmal nach Erfurt zu kommen und nicht gekommen waren, konnten ſich nun die ganze Herrlichkeit in der Nähe nach Herzensluſt begucken. Es fiel ihnen nur ſo in den Schoß. Aber noch wußte immer noch niemand etwas Näheres, womit die Ueberſchwemmung höchſter und allerhöchſter Herrſchaften eigentlich gefeiert werden ſollte. Hoftafel und franzöſiſche Komödie, das war abgemachte Sache.

Hofball natürlich auch — aber das Allgemeine — das Allgemeine! — das, wobei es etwas zu ſehen und zu hören gab, das war es, was alle Gemüter bewegte. — Und ſchließlich erfuhren ſie's. Eine Treibjagd auf dem Ettersberg — und den andern Tag die Beſichtigung des Schlacht-

felds bei Jena. Napoleon wollte es dem Kaiser Alexander von Rußland zeigen und dort eine Hasenjagd abhalten. Und es wurde an einem Triumphtempel mit Säulen, Altären Guirlanden gebaut, von dem aus er bequem alles seinem hohen Vetter zeigen konnte. Die Säulen sollten mit Blumen reich geschmückt sein, und die Besiegten, Niedergetretenen bauten höflich und unterthänig, wie es zu jener Zeit gut geschulten Deutschen zukam, diesen hübschen Pavillon, von dem aus er ihr Feld der Schmach behaglich übersehen konnte. Sie schmückten ihn liebevoll mit Blumen, Sprüchen und Guirlanden, wie einen Weihnachtsbaum, waren so voller Festerregung, daß sie nichts hörten und nichts sahen, und es gab gar manche, die sich durchaus nicht recht klar wurden, an was sie eigentlich bauten.

Der Förster oben im Rödchen war über die allgemeine Feststimmung und über die sinnige Hasenjagd wie ein Rasender. Die Leute trugen ihm diese Feststimmung hinauf, tranken nachmittags in der Oktobersonne unter den bunten blätterregnenden Bäumen ihren Kaffee und schwadronierten. Der größte Kummer, den sie bei der ganzen Angelegenheit laut werden ließen, war schließlich, nicht alles zu sehen zu bekommen.

Die Leute, die am Erfurter Thor herumwohnten, wurden glücklich gepriesen und fühlten sich auch als etwas ganz Besonderes. Eine unbezwingliche Heiterkeit und Schauluſt durchſtrömte alle Herzen.

Vom Förster wollten sie Näheres über die Ettersburger Jagd erfahren, kamen aber übel bei ihm an. „Jagd?“ sagte er. „Wenn ihr das Jagd nennt, mir ist's recht. Ihr werdet ja hindrängen, — das zieht von allein — da braucht ihr mich nicht.“

Auf dem Ettersberg, auf einer freundlichen Waldwiese wurde aber ebenso ein Pavillon gebaut, wie auf dem Schlachtfelde bei Jena, an dem das zusammengetriebene Wild vorübergehetzt werden sollte, um in aller Bequemlichkeit niedergeschossen zu werden.

Als der Förster vor siebenundzwanzig Jahren hinauf ins Rödchen gezogen war, da hatte er erbärmliche Wildverhältnisse oben im Berg angetroffen. Und ihm und dem Oberförster in Ettersberg war es gelungen, einen gesunden

reichlichen Wildstand zu erhalten — und jetzt in Zeit von ein paar Stunden sollte alles in Grund und Boden vernichtet werden.

Der Förster war wie ein geschlagener Mann, wortkarg und finster, besorgte alles, was ihm vom Hofamt aus befohlen wurde, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit; aber tagelang hörten die Seinigen kein Wort von ihm.

„Das geht mir ans Leben," sagte er eines Abends, als die Mädchen schon schlafen gegangen waren, zu seiner Alten.

Die war froh, daß er endlich wieder sprechen konnte — das hatte ihr Angst gemacht, das Schweigen.

„Siehst du, es wird ja so schlimm nicht werden, so heiß wie gekocht wird, ißt man nicht. Sie werden dir ja doch nicht das ganze Wild zusammenschießen."

„Mögen sie's in Gottes Namen! Es ist ihnen immer noch nicht Blut genug geflossen — den Narren! Ein ganz neues Schauspiel, eine Metzelei!

„Ich glaube, sie wollen ihn damit kitzeln. Sie wollen ihn an Blut riechen lassen. Ich glaube, sie wollen ihm einen Rippenstoß geben, doch endlich wieder an sein Handwerk zu gehen."

„Ach du," sagte die Försterin, „ereifere dich doch nicht so, nach meiner dummen Meinung da denken sie sich gar nichts dabei. Sie wissen nur nicht, was sie mit ihm anfangen sollen!"

„Stimmt," sagte der Förster.

„Eine Kugel sollten sie ihm zwischen die Rippen jagen, statt sie an einem elenden Rehbocke zu verpuffen, das sollten sie mit ihm anfangen," brummte er in den Bart hinein.

Die Försterin drückte ihm die Hand auf den Mund.

„So red' doch nich' sohin, Alter — du willst uns wohl alle unglücklich machen."

„Seid ihr denn glücklich?" donnerte er sie an.

„Die Kinder doch, Alter, so junges Volk ist immer glücklich und gar wenn's auf die Hochzeit zugeht, da schert sie nichts."

„Das ist ein sauberes Leben." Der Förster schlug mit der Hand auf den Tisch. „Ich wollte, daß mich der Teufel holte. — Ist denn irgendwo eine Freude zu sehen!"

„Die Kinder sind brav, Alter.“ Und sie fügte hinzu: „Du undankbarer Mensch, du!“

„Nicht wahr, du weißt noch was,“ rief er und lachte laut auf.

„Ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommst. Da sind doch andre wahrlich schlimmer daran als wir.“

„Oho, ich merke schon, jetzt geht's ans Fressen und Saufen. Ich soll mich übers Fressen freuen?“

„Wie du das nennst!“

„Die Gabe Gottes soll ich sagen!“

„Ja, wir sollen dafür danken.“

„Gut — auch gut! Hat mir Gott ein Maul gegeben, mag er's auch stopfen!“

„Aber er stopft's so manchen nicht.“

„Dann wird er eben ein ganz andres Gesicht haben, als du es dir vorstellst. Was weiß ich! Große Herren haben das so an sich, daß man nicht weiß, wie und wo.“

„Du lästre nicht, das straft sich.“

„Jawohl,“ da lachte er wieder. „Da hätte er viel zu thun, wenn er alle, die er tritt und die deshalb schimpfen, strafen wollte.“

„Denk doch, wie glücklich wir immer waren, wie treu und gut ich's mit dir gemeint hab'!“ sagte die alte Frau weinend.

„Du willst auch eine Extra-Belobigung für deine Treue haben, nicht wahr? Ich soll mich auch hinsetzen und mich auch darüber freuen, daß du mich wahrscheinlich nicht hintergangen hast.“

„Das nicht. — Ich wollte dir nur sagen, daß ich doch immer meine Pflicht gethan habe und das Haus wohl gehalten habe, die Kinder geboren und erzogen, und daß wir immer ehrliche und von allen geachtete Leute waren. Ist denn das nichts, Alter?“

„Es muß wohl was sein.“ Seine Stimme klang weicher. „Ehrliche, geachtete Leute, das sind wir weiß Gott immer gewesen. — Das bleiben wir auch, Alte.“ Er gab ihr die Hand und schüttelte sie ihr.

„Mich packt's manchmal, als ob es mich zerreißen wollte. — Siehst du, bei mir wird's nicht eher gut, als bis einmal ernstlich zum Aufmarsch geblasen wird, bis alle

Schlafmützen mitsammen erwachen — dann soll's einer mit uns aufnehmen! Dann bin ich auch dabei, Alte."

* * *

Es war abends vor der großen Hofjagd. Im Försterhaus im Rödchen ging es drunter und drüber. Da waren die Oberförster aus Ilmenau und Stützerbach einquartiert, die beide zur Jagd befohlen waren. Forstgehilfen liefen aus und ein. Aus den umliegenden Ortschaften kamen die Landleute, die nachts über den Treiberdienst im Ettersberg versehen sollten. Es war ein gewaltiges Hin und Her, und wie ein Feldherr der Förster Walter mitten darunter. Jeder wendete sich an ihn, er mußte herhalten für zehn. Die Forstgehilfen zogen mit ihren Treibern ab, um sie zu postieren.

Wagen voll Jagdnetze fuhren vor und nahmen den Förster mit, der beim Aufstellen derselben zugegen sein mußte. Den Forstgehilfen wurde Abendbrot gereicht, Bauersleute gingen aus und ein und holten sich Fackeln. Vom Walde her tönte das Schreien und Lärmen der Treiber die ganze Nacht durch, und auf dem sonst so stillen Berge war eine Hölle losgelassen. Feuer brannten am Waldessaum, da tranken und lagerten die Bauern und brüllten und johlten.

Die Försterin mußte ein gutes Abendessen für die Kameraden ihres Mannes herrichten und wollte sich nicht lumpen lassen. Sie sollten einen Begriff bekommen, wie man bei Förster Walter lebt, und so arbeitete sie mit zwei Mägden und den Töchtern im Schweiße ihres Angesichts.

Es mußte auch mancherlei zu einem opulenten Frühstück hergerichtet werden, und im Hause ging und kam es wie im Taubenschlag.

So geht's: dem Förster drückte alles, was in dieser Zeit geschah, das Herz ab, und der Försterin war's zu Mut, wie an ihrem Ehrentag. Sie wollte Familie und Haus glänzen lassen und ließ sich deshalb keine Müh' verdrießen. Die alte Kummerfelden, die die Nählehrerin der Waltersmädchen gewesen, war auch mit oben, um mit ihrer zierlichen Altweibergeschäftigkeit die Försterin zu unterstützen. Sie war allerbester Laune, das war so etwas für sie. Bei der Aussteuer für Schlimpimperlein mußte sie auch raten, und das Hochzeitskleid wurde ohne die Kummerfelden auch

nicht beſchafft. Wer einmal bei der Kummerfelden in die Nähſchule gegangen war, wendete ſich in allen Lebenslagen, in Freud und Leid, an die prächtige Frau, und ſie verſagte Rat und Hilfe nirgends, ſolange ihr die Kräfte aushielten.

In das Nödchen hinauf ging ſie übrigens gar zu gern, die Förſtersleute waren ihr ſehr lieb und das muntere Leben im Hauſe behagte ihr.

Mitten in ihrer eifrigen Geſchäftigkeit, ſie rührte einen gewaltigen Heringsſalat zuſammen, ſchnitt Salzgurken und Schinken und hantierte mit allerlei Feinheiten, die ſie zu ihrem Salat brauchte, und war dabei ſo flink und behende und ſauber in ihrem geblümten Kleide und der großen Haube, da rief ſie nach Schlimpimperlein.

„Ludovikchen, mein Kind," ſagte ſie, „iſt das eine Art, wie ein glückliches Bräutchen ſich beträgt, das in ein paar Tagen Hochzeit halten ſoll. Ich ſchau' dir die ganze Zeit jetzt zu — iſt dir nicht wohl?"

„Mir iſt wohl," ſagte Schlimpimperlein gleichmütig.

„Ueberanſtrengen thuſt du dich aber nicht, dächte ich. — Ich hab's ja geſehen, die ganze Zeit haſt du da am Fenſter gelehnt, und wo ſind denn die roten Backen hin? Na? Du Mädel, verdirb dir die ſchöne Zeit jetzt nicht mit weiß Gott was. — Schmacht' nicht ſo, — ich rat's dir. Die Ehe kommt dir bald genug über den Hals, — geh, ſei friſch, wer wird denn bei allem Glück wie eine Wehmutsſpritze daſtehen. Wenn man in etwas friſch gehen muß, iſt's in die Ehe. Glaub mir, da darf man gar manches Mal den Humor mit allen Leibeskräften halten, damit er einem nicht auskommt. — Und was ſind denn das für Geſchichten, wenn er mit dir herumſcharmutziert, da biſt du ja ganz obenauf?

„Kaum iſt der fort, läßt du die Flügel hängen.

„Na, das ſag' ich dir, da wirſt du ſchön hereinfallen, — da kennſt du die Männer ſchlecht.

„Glaubſt du denn, das geht ſo fort, wenn du Frau biſt? Du weißt nicht, was Ehemänner für miſerable Müffe ſind. Wenn da die Frau nicht für beide den Humor hat, ging' es ja weiß Gott in jedem Haus wie bei den Trappiſten zu.

„Geh nur um Gottes willen friſch in die Ehe, ſonſt biſt du verloren. Verloren, ſag' ich; wenn's in einem Haus

brummig zugeht und trübſelig, dann wollt' ich lieber beim Teufel ſein, ſag' ich.

„Alſo Kopf oben und merk dir's, vom Mann mußt du nie etwas verlangen, das wie Aufmunterung ausſieht. Jeder Ehemann, jeder deutſche wenigſtens, iſt im Handumdrehen ein Muff, ein muffiger Muff. Na, erſchrick nur nicht, wenn's kommt, dann kommt's, denn kommen thut's ſicher. — Thu das Deine! — und daß ich dich nicht wieder ſtehen ſehe, als wär' dein Brot auf die Butterſeite gefallen. — Geh, mach was, Faulpelz."

Schlimpimperlein blieb bei der herzhaften Rede der Kummerfelden ziemlich indolent ſtehen und drehte an einem Brotkügelchen.

„Na," ſagte die Kummerfelden.

Da ſchaute Schlimpimperlein auf — und der Kummerfelden war's gerade, als wenn die Augen der kleinen Braut voll Thränen ſtänden.

„Na," ſagte ſie noch einmal mit merkwürdiger Betonung. „Haſt du was? Oder riecht dir der Hering und Zwiebel zu ſtark?"

„Was ſoll ich denn haben?" ſagte Schlimpimperlein, „gar nix."

„Alſo, dann zeig's auch."

Jetzt hatte die Kummerfelden geſagt, was ſie zu ſagen hatte, und wendete ſich wieder zu ihrem Salat und ſchnitt und hackte ſo emſig darauf los, als wäre dieſer Salat von wahrhaft unermeßlicher Bedeutung für das ganze menſchliche Geſchlecht.

Abends ſpät, als die Förſter abgetafelt hatten und ihre Pfeife bei einem Gläschen Jenenſer, der noch immer im Madeirafaß logierte, ſchmauchten, die Kummerfelden und die Förſterin, Ludſchevadel und Heinrich Strobel gemütlich in der Küche ſaßen, in der die Mägde noch den letzten geſpülten Napf an Ort und Stelle brachten, ſtand Schlimpimperlein unten vor der Thür und ſah zu, wie den Bauersleuten von einem Forſtgehilfen Fackeln verteilt wurden; da legte ſich ein Arm um ihren Nacken.

„Wo treibſt du dich denn herum, Katz'?" frug eine friſche, muntere Stimme.

Schlimpimperlein war zuſammengefahren.

„Nur nicht schreckhaft! — Komm, Weibchen — kleines.“ Willenlos ging sie mit ihm und sie schlüpften heimlich in den dunkeln Garten. Auf den Wegen lag das bunte, feuchte Laub und die Herbstblumen dufteten so wehmütig. Das war der Duft der sommerlichen Reseda nicht mehr, der sonnendurchwärmte Duft — der war so herbstlich geworden, so schwer und mit der Ausdünstung der gefallenen Blätter vermischt. Der Mondenschein lag über den herbstlichen Bäumen, dem herbstlichen Nebel.

Sie gingen stumm miteinander, das Mädchen fest und wie angstvoll an ihren Bräutigam geschmiegt.

„Nun sind wir bald am Ziel, mein armes, kleines Närrchen,“ sagte er. — „Wart' nur noch ein paar Tage, dann ist die dumme Komödie aus.“

„Ja, aber es ist Zeit, Friedel; Friedel, denk doch! Wenn's doch früher gegangen wäre mit der Hochzeit.“

„'s ist ja alles gut, Engelskind, — der Alte wollt' es nicht — so ein Narr. Aber sei nur ruhig, die paar Tage thun nun nichts mehr, die halten wir aus. Morgen um die Zeit sind wir wieder einen Tag weiter; was meinst du, die Zeit wird schon vergehen. — Nur Mut.“

„Der Vater thut mir leid,“ sagte sie, „daß es ihm mit den Rehböcken so zu Herzen geht,“ meinte Schlimpimperlein und weinte.

„Deswegen thut er dir leid?“

„Deswegen,“ antwortete sie leise, „und noch — außerdem auch.“

„Ach, laß das! — Mein Gott, wenn du dächtest, wie ich denke, da ist nichts, gar nichts, um sich zu kümmern.“

Da hielt er sie innig an sich gepreßt — und sie schwiegen beide.

Wie er sie so hielt, empfand er, wie das Angstvolle in ihr nachließ, und wie sie sich dem Wohlgefühl, ihm nahe zu sein, hingab.

„Gottlob,“ sagte er. Und nun plauderten sie miteinander und lachten und zählten die Tage, die noch vergehen mußten.

Und damit sagten sie sich gute Nacht.

Schlimpimperlein ging hinauf in ihre Dachkammer, um sich schlafen zu legen, und Friedrich Herzlieb gesellte sich zu

den Förstern und zu Heinrich Strobel, mit denen er morgen früh in den Wald ausrücken sollte.

---

Der große Tag der Ettersburger Jagd und des Einzugs der Kaiser, Könige, Herzöge und Fürsten in Weimar brach sonnig an. Es war ein Tag wie in goldenes Licht getaucht, frisch wie Champagner, ein Herbsttag ohnegleichen. Die Straße von Erfurt nach dem Ettersberg war von unzähligen Wagen, Reitern und Fußgängern bedeckt.

Die Monarchen, an der Landesgrenze von dem Herzog und der ganzen Jägerei zu Pferde empfangen, langten mit ihrem Gefolge unter dem Schalle der Jagdfanfaren gegen ein Uhr mittags an. — In der Mitte des freien Rasenplatzes im Ettersburger Wald, in dem riesigen Jagdpavillon, der vierhundertfünfzig Schritte in der Länge und fünfzig Schritte in der Breite maß, und in den großen Seitenbalkons und -pavillons verteilten sich die gekrönten Häupter mit ihrem Gefolge. Die mittlere Abteilung des großen, reichgeschmückten Baues war für die beiden Kaiser und für die Könige bestimmt.

Wie mochte sich der alte simple Ettersberg verwundern, was für ein Wesen mit einemmale auf ihm getrieben wurde! — Er, der, solang er nun langgestreckt dalag, immer nur in Einsamkeit gelegen hatte. Auf seinem Rücken sproßte ihm der tiefe grüne Buchenwald, der die stillen, flinken Rehe barg und die lustigen Vögel. Auf seinen kahlen Seiten wehten die langen Gräser im Wind und leuchteten die weißen Distelsterne — und Regen und Schneewasser legten geheimnisvolle Schätze bloß, die er in seinem Innern barg, Versteinerungen von Pflanzen und Tieren, die von dunkeln versunkenen Jahrtausenden erzählten, als Meereswogen über die langgestreckten Seiten des uralten Berges hinrollten, jahrtausendelang und wieder jahrtausendelang, längst versunkene Pflanzen und Tiere da oben ihr Wesen trieben — jahrtausende- und abermals jahrtausendelang.

Jetzt nach ungezählten Zeitläuften machte das Menschenvolk sich hier oben einmal wichtig, auf ein paar kurze Stunden. — Ob das den alten Berg in Erstaunen setzte? Schwerlich. Er war an Eintagskreaturen aller Art gewöhnt, an

welche mit Floſſen und Schuppen, an welche mit Klauen, an andre mit Federn und Schnäbeln, an kriechende, ſchwimmende, fliegende, hüpfende, ringelnde; er hatte Kampf und Liebe zwiſchen aller Art Beſtien jahrtauſendelang mit angeſehen — und jetzt dieſe bunten, wunderlichen Geſchöpfe, die er auf ſeinem Rücken zu tragen hatte, die ſich ſo merkwürdig wichtig benahmen, voreinander tänzelten und ſchwänzelten, Männchen machten wie die Haſen, vor dem einen krochen, den andern faſt über den Haufen rannten, die ſich mit bunten Lappen und Flicken behangen hatten und Geſichter ſchnitten, als wären ſie die Herren der Welt — und andre ſchnitten Geſichter, als wären ſie geringer als das geringſte Tier, ja es gab gar kein Tier, das je ſo ein armſeliges Geſicht gemacht hätte, wie dieſe bunten Kreaturen. — Das war dem alten Berge neu. So etwas hatte er noch nicht in der Nähe geſehen — noch nie. Alle Geſchöpfe waren bisher ihres Weges harmlos hingeſchwommen, gelaufen, gehüpft und geringelt. Und die Arten untereinander hatten miteinander verkehrt, wie es ſich eben gehört, wenn einer vor dem andern nichts voraus hat.

Er hatte ſich auch ſchon manchmal in den ungezählten Jahrtauſenden, die er ſo ſtill dalag und von Geſchöpfen aller Art umtummelt und belaufen war, ſeine Gedanken gemacht über die ungeheure Mordluſt, die in jeder Beſtie ſteckt. Was hatte er nicht ſchon für Erhaſchen, Erbeuten, Zerfleiſchen, Verzehren mit angeſehen. Der Schwache hatte immer ſein Grab im Leibe des Starken gefunden. — Es war dem alten Berg noch nie ein Geſchöpf begegnet, das nicht Mordluſt und Todesangſt gekannt hätte. Was hatten ſie in der kurzen Zeit ihres Daſeins nicht alles angerichtet und ausgeſtanden, dieſe unſeligen Kreaturen. Aber die ſich ſo ſonderbar auf ſeinem Rücken drehen und wenden, was thaten denn die? Die mordeten, wie er noch nie etwas geſehen! Sie ſtanden da, wie aus dem Ei geſchält, ſo appetitlich, und machten unausgeſetzt Männchen und ſahen ſo harmlos aus, harmloſer wie die Haſen. Und ſatt und wohlgefüttert verſtanden dieſe furchtbaren Tiere mit der freundlichſten Miene zu morden, ſchnipp-ſchnapp, da ſtürzten des alten Berges ſchöne Rehe blutend zuſammen und andre tobten in Angſt und Qual vorüber, um ſich zu retten —

Todesangſt in jedem Glied, Verzweiflung in den Augen — da war kein Entkommen!

Die bunten, poſſierlichen Geſchöpfe waren gräßlicher als alles, was der Berg vordem geſehen hatte! Wie das arme Wild zitterte und bebte! Die ſchönen, ſtillen Augen, wie die um Erbarmen flehten! Und die Bunten mordeten luſtig darauf los — mordeten — mordeten ohne Hunger. Der alte Berg fühlte aus Herzenswunden Blut in ſich einſickern. Er fühlte Todeszuckungen.

Hätte er aber gewußt, daß einer, den er die Ehre hatte, auf ſeinem Rücken zu tragen, der Mächtigſte unter allen andern war, der, der ſich unter ihnen hervorgethan hatte und ſich anmaßte, mit ſeinem ganzen Thun und Treiben auf Erden Weltgeſchichte zu machen — „Weltgeſchichte", dieſe bunte, giftige Eintagsfliege, da hätte der alte Berg aus voller Bruſt gelacht, gedonnert, das wäre ihm nach allem, was er mit angeſehen, ſeit ungezählten Jahrtauſenden komiſch vorgekommen.

Er hatte doch wahrlich Beſtien aller Art gekannt und hatte ſie ihr ganzes Leben bös herumwirtſchaften ſehen — ganz gewaltig — aber Weltgeſchichte zu machen, das war noch keiner in den Sinn gekommen — ganz gewiß nicht. Aber der verdammt freiſinnige Berg blieb ſtill, jedenfalls aus tief angeborener Devotion.

Die Treiber hetzten das unglückſelige Wild ſtundenlang und ganze Rudel ſtürzten in Todesangſt an dem blumengeſchmückten Pavillon vorüber, in deſſen Mitte Napoleon unter den Fürſten ſtand und heiter mit großem Eifer und wenig Glück auf die vor Angſt ſinnverwirrten ſchlanken Flüchtlinge ſchoß.

Um den eingehegten Raſenplatz, der zu der großen Metzelei auserſehen war, hatte man Buden mit Eßwaren aufgeſchlagen, für die Bevölkerung, die ſo nah als thunlich dem köſtlichen Schauſpiel ſein wollte, daß zwei Kaiſer, vier Könige, acht regierende und nicht regierende Herzöge, Majeſtäten, Königliche Hoheiten, Hoheiten ſich vergnügten.

Wohin man ſah, Jubel, Eſſen und Trinken, lodernde Feuer, Spannung, Erregung und wie ein Blutdunſt über der erlauchten Geſellſchaft. Unter den geſtickten Uniformen ſaß ihnen Jagdluſt, ließ die Augen blitzen, die Herzen

ſchneller ſchlagen, jagte die Blutwellen raſcher durch die Adern. Vornehm oder gemein, ſie lag in der Luft, ſie war da, ſie fuhr auch den Treibern in die Glieder, die ſich an den Feuern wälzten nach der durchwachten Nacht im Walde, während der ſie das Wild zum großen Tag zuſammengehetzt hatten. Wie horchten ſie auf die Fanfaren! Wie jubelten ſie, wenn es verlautet, wieviel ſie drüben wieder zur Strecke gebracht hatten, wie ſoffen ſie, wie fluchten ſie, was hätten ſie darum gegeben, wenn ſie die vornehme Arbeit hätten mitthun dürfen. — Das wäre etwas für ſie geweſen, ſo gut wie für Kaiſer, Könige und Herzöge.

So in die verdammten Viecher hineinzuſchießen, blind und toll.

Bei den Feuern da kramten ſie ſtatt deſſen Schauergeſchichten aus, ſchwatzten von Jagdglück, von Mord und Totſchlag, von Weibern und Liebesgeſchichten. Einer überbot den andern. Es war eine Stimmung wie um Mitternacht, ſo überreizt, ſo überluſtig, ſo wild, und doch ſchien die kryſtallklare Oktoberſonne über das laute Treiben. Förſter Walter mußte an allen Ecken und Enden zugleich ſein. In ihm kochten und brauten die heftigſten Gefühle. Zwiſchen Befehlen und tauſend Hetzereien empfand auch er gar wohl den Blutdunſt, der ſich allen auf die Sinne legte. So eine Kreuzſchwerenotjagd hatte es da oben wahrlich noch nicht gegeben, und daß ſie keine je wieder ſo halten konnten, dafür ſorgten ſie ſelbſt. „Da zum Teufel ſollte doch" — träumte der Förſter — „zwiſchen allen Hetzern einer ſein, der den Mut hätte — weiß Gott — wo ſo viel unſchuldig Blut vergoſſen wird — ſchuldiges zu vergießen. Hier wäre der Platz für den Rächer. — Wo nimmt ſo ein Teufel den Mut nur her — ſo voller Schuld, wie der, den ich meine, mitten unter Waffen, mitten unter Feinden, unter Kugeln, von denen eine einzige den Weg zu verfehlen brauchte, zu ſtehen und ſich zu vergnügen, ſo als könnte Rache und Verrat nie und nimmermehr ihn erreichen. — Das iſt's eben! — Das iſt's! — Da wag' es einer! — Und es wagt es keiner — trotz allem Haß — nicht einer!"

Den Rieſen, den Förſter, trieb es immer wieder wie gebannt, einen Blick auf den kleinen Mann zu werfen, vor dem Könige zitterten. Wie der ſo daſtand, wie aus Elfenbein ſo

feſt, ſo gelblich, ſo breitſchultrig und mit dem verdammt zuſammengeknufften Nacken — und mit den Adleraugen um ſich blickte und ſo gottserbärmlich ſchoß — — ſo verteufelt ſchlecht ſchoß —

Da war's dem Förſter, als drehten ſich ſeine Sinne im Kreis — der Mann machte ihn ſchwindeln — da ſtand er unbezwinglich und in Feindesland ſo ſicher wie ein Heiligenbild. — Und nicht lange konnte es dauern, da würde er wieder die Kriegsfurie und Tod über die Erde ſchicken, den Tod tauſendfach, wie Gott ihn ſchickt, ruhigen Herzens. — Was war dem Leben! Was waren dem Tauſende von Leben? Was war dem tauſend- und abertauſendfältiger Mord! — —

Und bei all dem ſchoß er ſo ſchlecht — ſo hundsföttiſch ſchlecht, daß es dem Förſter in den Fingern zuckte. Seinen jüngſten Forſtgehilfen hätte er maulſchelliert. Er hatte nie ſo gefühlt, nie ähnlich; ihm war's, als hätte er dem leibhaftigen Teufel gegenüber geſtanden und hätte ihn betrachten dürfen.

Es war eine Jagd, die den Leuten zu Kopfe ſtieg. Es war ſo eine verdammte Feſtfreude, ſo eine Erregung und Schauluſt, ſo etwas fieberhaft Geſpanntes, ſo eine tolle Gedankenloſigkeit.

Und morgen die Haſenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena! Der Förſter mußte bitter auflachen. — Es war nicht beſſer auszudenken! Und alle Welt machte dieſe Haſenjagd mit, ohne zu muckſen — und er, dieſer gelbliche, kleine Mann, wie mußte er im ſtillen lachen — lachen über die Komödie, die er ſich erlauben durfte. Wie weit durfte er denn eigentlich gehen? Kam es ihm denn nicht ſelbſt ſpaßig vor?

„Gott verdamme ſie — ſie verdienen's nicht beſſer" — das war des alten Rieſenburſchen Schmerzens- und Stoßſeufzer während des wilden Treibens auf dem Ettersberge.

---

Die beiden Maler, Heinrich Strobel und Friedrich Herzlieb, hatten mit den Förſtern die Jagd mitgemacht, und es war ihnen von der ganzen Herrlichkeit nichts entgangen. Die Förſter hatten ſie kameradſchaftlich reichlich mit Champagner verſorgt, und ſo hatten auch ſie den Ueberfluß dieſes

üppigen Hoffeſtes kennen gelernt. Der wilde Zauber war ihnen zu Kopfe geſtiegen, der Glanz und die Pracht, der köſtliche Weingenuß, die Nähe des großen Kriegsgottes und all der gekrönten Häupter. Es war ſo etwas Fabelhaftes bei der ganzen Sache und trug das Zeichen einer Ausnahmsſtunde an ſich.

Die beiden wichen einander nicht von der Seite, hörten und ſahen alles mitſammen und ließen es ſich wohl ſein.

„Mach nur, daß uns unſer alter Griesgram nicht immer in den Weg läuft, Strobelmeier; wenn der ſieht, daß wir uns erluſtigen, hält er uns für Gottesläſterer, der Alte,“ meinte Friedrich Herzlieb, als ſie miteinander an einem der Schenktiſche ſtanden und ſich gütlich thaten. „Ich habe nicht geſehen, daß der Dickkopf einen Tropfen angerührt hätte.“

„Alle Achtung,“ ſagte Strobel, „ich glaub's auch nicht.“ — Friedrich Herzlieb war fidel und obenauf wie ein Schulbub, nahm den ganzen Handel von der leichten Seite und freute ſich über die Pracht, „die famoſen Kerle“, wie er ſagte. Der Napoleon machte ihm großen Spaß, das Volk draußen zwiſchen den Buden, an den Feuern, der koſtbare Herbſttag, die tolle Jagd. Er ſah alles ſchön und heiter — und war ganz Künſtler. — Was er ſah, das faßte er leidenſchaftlich auf, was es bedeutete, damit gab er ſich nicht ab — das Stürzen des Wildes riß ihn hin.

„Strobelmeier!“ rief er. „Siehſt du, man muß leben! Man muß unausgeſetzt Neues ſehen — und fühlen, dann iſt man ſelbſt neu geboren. In der Alltäglichkeit verroſtet unſereiner. — Strobelmeier, ich weiß nicht, wie du es anfängſt, ſo ein ſchändlicher Philiſter zu ſein und dabei ſo ein Prachtkerl.“

Als der Jagdzug der Monarchen nach Weimar hinunterzog, trieben ſich die beiden noch zwiſchen den Feuern und den Buden umher.

Die Oktoberſonne ſtand tief am Horizont und vergoldete die wehenden braunen Grasbüſchel auf den kahlen Seiten des Ettersberges an der Hottelſtätter Ecke. — Die Feuer fingen nun ſchon an zu leuchten, die Nebel ſanken, die Leute rüſteten ſich zur Heimfahrt. — Aber in die Treiber, die um die hochaufgeſchürten Feuer lagen, war jetzt erſt das rechte

Leben gefahren. Es wurde gejohlt und gebrüllt. Die Weiber und Schätzchen hatten sich, wo es nichts mehr zu sehen gab, zu ihnen gesellt, und es regte sich ein lautes, wildes Leben. Die Buden mit Eßwaren waren von malerischen Gestalten umlagert.

Die Forstgehilfen luden das zur Strecke gebrachte Wild auf den Wagen, um es in Sicherheit zu bringen. Ganze Fuhren hatte es gegeben, die Weimaraner konnten sich gütlich thun. Und wagenvoll haben sie's später, als kein Mensch mehr davon essen wollte und konnte, im Verein mit den Hasen vom jenaischen Schlachtfeld nachts in die Ilm werfen müssen. Das Volk durfte in den nun vereinsamten eingefriedigten freien Platz strömen, auf dem kurz vordem Kaiser, Könige und Herzöge unnahbar gethront hatten. Und mit Hast und Neugier, diesen geheiligten Platz zu sehen, stürzten sie hin und betrachteten ihn mit staunender Ehrfurcht, als wäre noch etwas von der vergangenen Herrlichkeit daran hängen geblieben.

Strobel und Herzlieb traten, als sich die Masse verlaufen hatte, in den gewaltigen Pavillon.

Friedrich Herzlieb stellte sich auf den Platz, auf dem Napoleon gestanden hatte, und blieb da stumm mit geschlossenen Augen stehen.

Heinrich Strobel saß mit übergeschlagenen Beinen auf der Brüstung und schaute sich seinen Herzbruder an.

„Was treibst du denn da?" Er bekam aber keine Antwort.

„Ein erbärmliches Leben," sagte Friedrich Herzlieb und sah mit schwimmenden Augen auf Heinrich Strobel. „Es lohnt sich nicht! So ein elender Schlucker, ein Wurm unter Würmern! Wie so einem Riesenkerl zu Mute sein mag! — Wenn ich daran denke, ist mir's, als steckten wir andern alle wie die Hühnchen in der Eierschale.

„Wie müssen dem gewöhnliche Sterbliche vorkommen?"

„Wie Schweine," sagte Heinrich Strobel. — „Er hat's ja selbst gesagt, von den Deutschen wenigstens."

„Ja, ja," sagte Friedrich Herzlieb.

Sie vergnügten sich auf diesen geweihten Plätzen wie zwei ausgelassene Buben, beschnüffelten alles und trieben es, bis die Dämmerung mehr und mehr hereinbrach. Friedrich

Herzlieb zog es zu den Feuern zurück, und an den Buden blieben sie hangen und tranken Glühwein; da hatte sich jetzt alles zusammengefunden: Förster, Forstgehilfen, Bürgersleute mit ihren Weibern und Töchtern.

Die Feuer waren hochaufgeschürt, die Treiber johlten und sangen, und der weimarische Wirt, der auf den Einfall gekommen war, einen Kessel mit Glühwein oben auf dem Ettersberge aufzuthun, machte die besten Geschäfte. — Der Wein war scharf gewürzt und heiß wie der Teufel und that an dem nebligen Oktoberabend gut.

Der Mond stand jetzt schon am Himmel. Die Feuer leuchteten grell und in dem Lichtschimmer schwirrte es wieder wie damals beim Hegemahl, wie Mückenschwärme um die Flammen.

Die Forstleute saßen auf langen Holzbänken um den Glühweinkessel, und Heinrich Strobel mit seinem Herzbruder strich bald da, bald dort herum.

„Walpurgisnacht," sagte Friedrich Herzlieb.

„Walpurgisnacht, wo?" frug Strobel und packte ihn mit einer Hand am Schopf. — „Da oben — wie gewöhnlich?"

„Gottlob, auch unter dem Schädel," sagte Herzlieb.

„Aber sieh einmal dorthin, Strobelmeier!"

Sie gingen miteinander und stiegen über Stock und Stein.

Um ein gewaltiges Feuer hatten die Treiber einen Tanzplatz gemacht, da ging es hoch her.

Sie tanzten sich an dem kalten Oktoberabend heiß. Vorwitzige Bursche sprangen johlend durchs Feuer — die Mädchen kreischten, Funken sprühten.

Der dunkle Rauch wälzte sich, vom Luftzug niedergedrückt, über die wirbelnden Paare hin.

Die Forstleute kamen, auch vom Wein erhitzt, den beiden Malern nach. — Der Wirt stellte seinen Glühweinkessel bei diesem Feuer auf, das den Sieg über alle andern davongetragen hatte, die nach und nach verglommen, und alle Mücken strömten dem einen großen Schwarme zu. Das Leben und Treiben, Johlen und Schreien, Funkenstieben, Tanzen und Trinken wuchs mächtig an. Friedrich Herzlieb goß ein Glas nach dem andern von dem heißen Wein in

ſich ein und tanzte mit einer drallen Dirne, einer Magd aus Weimar.

Als er einmal an Heinrich Strobel, der ſich zum Gehen, wie es ſchien, bereit gemacht hatte und auch ſein Jagdgewehr ſchon über die Schulter gehängt hatte, vorüberraſte, hielt ihn der am Aermel auf. „Ich geh' jetzt gleich, komm mit."

„Laß mich zufrieden."

Strobel aber kannte den Kumpan und wollte ihn nicht zurücklaſſen. Wenn einmal der Lebensdrang in ſeinem Herzbruder geweckt war, wurde er zügellos wie ein junges Fohlen, das ſich frei fühlt. — Und der wilde Abend an dem praſſelnden Feuer, der Glühwein, der Tanz mit der urwüchſigen Dirne, das war etwas für ihn. Zu jeder andern Zeit hätte Strobel ihn austoben laſſen, aber heute nicht, und nicht unter den Augen der Gäſte aus dem Rödchen, wenige Tage vor der Hochzeit.

Was ſollten ſie ſich denn denken, die Leute! und der Förſter — nie und nimmermehr durfte er Herzlieb laſſen, wenn es nicht ein Unglück geben ſollte. — Der Förſter verſtand keinen Spaß.

„Alſo," ſagte Strobel, „jetzt mach, wir müſſen gehen."

„Teufel auch, häng' ich denn an dir?" rief Herzlieb verdroſſen und umfaßte die Dirne wieder zum Tanz.

„Nächt ſo!" ſagte die. — „Nu' gerad erſcht nächt."

Heinrich Strobel aber langte nach Herzliebens Hand und faßte ſie.

„Komm, Alter, wir haben mancherlei miteinander ausgefreſſen und ich hab' dich meines Wiſſens nie zurückgehalten. — Folg mir heut."

Darüber lachte die Magd und ſchlug Herzlieb auf die Schulter. — „Jeſſes!"

Herzlieb wurde ungeduldig, der Wein ſtieg ihm heiß zu Kopf.

„Geh deiner Wege!" rief er.

„Nein," ſagte Strobel.

„Gut, dann bleib alſo!" und wieder packte er die Dirne, um zum Tanze anzutreten.

Strobel hielt ihn wieder zurück.

„Morgen wirſt du dich darüber ärgern," ſagte Strobel.

„Ein paar Tage vor der Hochzeit mit deinem kleinen Mädchen, das wird dir selbst nicht gefallen!"

„Du bist ja sehr besorgt" meinte Herzlieb.

„Der Herr macht Hochzeit!" lachte die Dirne. „Gucke, gucke!"

„Jetzt hol dich der Teufel!" rief Herzlieb, „und thu' nicht so heilig! — So rein wie du will ich auch zum Hochzeitstag kommen!" lachte er und sah auf Strobel mit verschwommenen Augen. Dann legte er die Hand auf Strobels Schultern und zog ihn zu sich heran — und bog sich zu ihm hin, als wollte er etwas heimlich sagen: „Frag sie doch — sie, zum Beispiel," sagte er, aber mit einer Stimme, die er nicht in der Gewalt hatte, — „sie, — wie's denn mit ihr steht? — Weißt du, Alter, — frag sie einmal, du Duckmäuser! — In Ruh' sollt ihr mich lassen!"

„Herzlieb!" schrie Strobel.

Aber Herzlieb taumelte auf ihn zu. Heinrich Strobel stieß ihn von sich. Beide stürzten. Da geschah etwas! — — Ein Schlag. — Ein Dröhnen. — Pulverdampf. — Ein Todesschrei. —

Da lag einer vorn übergestürzt auf dem Antlitz und einer hockte da, starr, aschfahl — und eine dralle Magd schrie auf: „Das hat er awer selbst gedahn! — Ich hab's gesehen! — so wahr mir Gott helf!"

Jetzt stürzte alles im ungewissen, flackernden Licht des Feuers auf den Gestürzten zu. Der andre blieb starr — aschfahl. Ein Murmeln lief durch die Menge, so dumpf, so düster. Von den Forstleuten bogen sich etliche zu dem Getroffenen nieder und richteten ihn auf. — Da quoll ihm beim Aufrichten ein Blutstrom aus dem Munde. Und sie sahen in ein Gesicht, das von ungeheurer Todesangst verzerrt war, — und das Gesicht war starr auf Heinrich Strobel gerichtet, verzweifelt, so angstvoll und entsetzt. Es war, als wenn der Schwergetroffene reden wollte; man sah ihn sich quälen — unerhört quälen. Er arbeitet. — Es gelang nicht. — Ein gurgelnder Schrei — und der Kopf sank weit zurück.

Heinrich Strobel kniete jetzt neben ihm — und hielt ihm den Kopf und sah in die gebrochenen Augen — starr und sinnlos.

Die dralle Magd wich nicht von den beiden, ſtand aufrecht da und wiederholte immerfort in ihrem Schreck: „Das hat er awer ſelbſt gedahn! Ich hab's geſehn! Mein Wort darauf.“

Ein großer Menſch machte ſich durch die Menge Platz. Man wich ihm angſtvoll aus — und er ſtand vor der Leiche des Verlobten ſeines jüngſten Kindes.

Der Oberförſter aus Ilmenau trat auf ihn zu, packte ihn an der Hand und ſagte: „Da iſt ein Unglück geſchehen, alter Freund!“

„Das ſeh' ich.“ —

Tiefſte Stille.

„Strobel?“ frug der Förſter.

Der antwortete nicht und ſtarrte vor ſich hin.

Der Oberförſter aus Ilmenau aber ſagte: „Ich bezeuge es vor Gott und zu jeder Stunde. Er iſt auf Herrn Strobel zugeſtürzt und hat ſein Gewehr zu packen bekommen, da geſchah das Unglück. Er mochte des Guten zu viel gethan haben.“

Stumm bog ſich Schlimpimperleins Vater zu dem Verlobten ſeines Kindes nieder, legte ihm die Hand aufs Herz und hielt die ſchlaffen Hände des Toten in den ſeinen.

Einer rief: „Schickt zu einem Arzt hinunter.“

„Ach was, Arzt, dem hilft kein Arzt mehr, der hat die ganze Ladung im Leibe.“

„Faßt einmal an.“ Er hob ihn und trug ihn mit einem Forſtmann in einen der Wagen, die an den Buden ſtanden. Sie legten ihn zurecht und thaten Tannenzweige unter ihn, die vom Wildaufladen noch dalagen. Der Förſter führte das Pferd am Zaum. Strobel und der Förſter aus Ilmenau, der im Rödchen einquartiert war, folgten ſtumm.

Als der ſchwermütige Zug unter den drei alten Kiefern angelangt war, wo der Weg zum Rödchen abzweigt, ſagte der Förſter: „Ich geh' voraus.“

Er ging und ſein Gaſt folgte ihm — Strobel hatte ihm ein ſtummes Zeichen gegeben.

So blieb er allein unter den Bäumen, die er einmal die drei traurigen Bäume genannt hatte, und wachte über ſeinen ſtillen Herzbruder, der lang ausgeſtreckt und kalt im offenen Wagen auf Tannenzweigen lag. Der Mond ſchim-

Digitized by Google

merte auf dem entstellten Gesicht. Das alte Pferd wurde hin und wider unruhig, als witterte es den Tod.

Heinrich Strobel war es so, als wenn es ihn selbst getroffen hätte.

Und wenn er zehnmal unschuldig war — und wenn es Hunderte bezeugten. Er hatte ihm doch den Tod gebracht — und war ein gebrochener Mensch, vom Schicksal gezeichnet. Grauenhaft ernst lag der junge, leichtsinnige Bursche vor ihm, und er starrte auf ihn hin und riet an dem Rätsel, das kein Lebender je erraten hat.

Die letzten Worte, die der Unglückliche trunken gesprochen — bewegten sich in Heinrich Strobels Kopf wie dumpfes, wie banges Unglücksgeläute. Und bei diesem dumpfen Dröhnen sah er Dinge und Gestalten; — alles wie mit einemmal in die tiefste Hölle der Schmerzen gestoßen, aus einem harmlosen Lebensgenuß heraus.

Jetzt mußte er im Hause sein, der Förster. — Jetzt sprach er das Entsetzliche aus. — Jetzt! — Ihm war es, als strömte der Jammer wütend auf ihn ein. Er fühlte mit jedem, mit dem Förster in seinem stummen Schmerz über das Unglück seines Kindes, mit der Mutter — mit seiner armen Anne. Das hatte sich alles mit einem Schlage verändert! Ihm gehörte sein Lebensglück nicht mehr — sein erstes — sein einziges. — Da stöhnte er tief auf. —

Heinrich Strobel war das Blut in den Adern erstarrt.

Nun saß er da und das unerbittliche Schicksal schoß seine Pfeile, einen nach dem andern, auf ihn ab und alle fuhren mitten ins Herz, verwundeten, zerrissen, marterten — aber töteten nicht.

Der Tote stand zwischen ihm und Anne, der war nicht fortzudrängen. — Unerbittlich war er da.

Wo sollten sie den Mut hernehmen glücklich zu sein. — Wie sollte er, der Gebrandmarkte, nach der ruhigen reinen Anne die Hand ausstrecken?

Herzliebens kleine Braut, die sah er jetzt vor sich — endlich auch die! —

Er sah sie in ihren Thränen. Er sah sie ganz überwältigt — von ungeheurem, ungeahntem Schmerz verwirrt. — Er sah, wie sie sich vor dem Toten mit dem entstellten Ge-

ſicht entſetzte — graute und fürchtete. Wie ſie zuſammenſchauerte.

Und jetzt hörte er wieder die letzten Worte Herzliebs ſich im Kopfe dröhnen. — Was bedeuten ſie? Was wollen ſie? — Sollte da noch andres kommen?

Er blickte fragend auf den ſtarren Toten.

Da kam der Förſter über die kahle Anhöhe allein zurück und ohne zu reden faßte er den Gaul wieder am Zaum und führte langſam den toten Verlobten ſeinem Hauſe zu und denen, die den jammervollen Anblick nun erwarteten.

Heinrich Strobel ging wieder hinter dem Wagen her. Er war ohne Hut. Der leichte Wind wehte ſein ſtraffes aufrechtſtehendes Haar hin und her, wie einen Büſchel. Er ſah ſo ſonderbar aus, das unregelmäßige fahle Geſicht, die lange knochige Geſtalt, das Düſtere, Troſtloſe, das über ihm lag. Er war nicht einer von den Feſtgebauten, denen die Waſſergüſſe, die Sturmſtöße des Schickſals äußerlich nichts anhaben können, die glatt und anſehnlich bleiben, wie die Fiſchottern zu Waſſer und zu Land.

Er ging ſo zugerichtet, ſo umgewandelt und zerzauſt.

Tief in der Nacht. — Der Tote liegt auf einem Bette aufgebahrt auf weißen Tüchern und mit weißen Tüchern bedeckt in dem ſogenannten Saal, in dem zu Karnevalszeit die luſtigen Masken in dem verſchneiten Rödchen ſich vergnügt hatten.

Die Kummerfelden hat ihm zu Häupten zwei Kerzen geſtellt.

In dem dämmerigen Raum, ganz einſam, ſitzt Heinrich Strobel und hat den ſtruppigen Kopf in die Hände vergraben und läßt ſich von ſeinen Gedanken, ohne ſich zu regen, martern und bis aufs Mark quälen.

Er hält ſtill.

Die andern ſind alle vor kurzem, dem Namen nach, zur Ruh' gegangen, nachdem niemand mehr wußte, was thun, nachdem ſie ſtumpf geworden waren.

Wäre die alte Kummerfelden nicht geweſen — da hätte der Tote jetzt noch auf der Matratze im Vorhaus gelegen. Niemand hätte ſich zu helfen gewußt. Niemand hätte etwas zu thun gewagt.

Die Förſterin hatte nichts machen können, als den Kopf

ihres unglücklichen Kindes zu halten, den das arme Geschöpf an sie gepreßt hielt.

Schlimpimperlein war wie ein Mensch mit Brandwunden gewesen, der liegen bleiben will, wo er liegt, dem es Entsetzen ist, angerührt zu werden, der nicht angesprochen sein will, keine Hilfe will, nur liegen in seiner Qual. — Heinrich Strobel hatte wie gebannt auf das unglückliche Mädchen gesehen.

Es war in ihrem Schmerz etwas so Scheues, so Gedrücktes; wie ein geschlagener Hund lag sie da. — Herzliebs letzte Worte dröhnten Strobel fort und fort in den Ohren.

„Heinrich, Heinrich!" hatte seine Anne gerufen und war ihm schluchzend um den Hals gefallen, „armer Heinrich!"

Der Förster aus Ilmenau war da zu ihnen getreten. „Ihm geschieht nichts, Jungfer Anne, kein Mensch wird ihm etwas anhaben. Der ist daran so unschuldig wie ich und alle, die dabei standen."

„Ja, gelobt sei Gott — das ist er! — Aber wie soll er mir denn je im Leben wieder froh werden," — da war sie in heiße Thränen ausgebrochen und war zu ihrer kleinen Schwester gegangen, hatte sie der Mutter aus den Armen genommen und sie still hinauf in die gemeinschaftliche Schlafkammer gebracht, hatte sie da auf ihr Bett niedersitzen lassen und war immer noch in heißen Thränen vor ihr niedergesunken — und so weinten die beiden Mädchen, ohne ein Wort zu finden, miteinander.

Mit einemmal fühlte Anne sich von ihrer Schwester wie zurückgestoßen, die richtete sich auf, streckte die Arme von sich und schrie auf: „Anne! — Anne! Anne! Der Vatter schlägt mich tot — Anne, was soll ich thun!" Dann stürzten die Thränen so wild und unaufhaltsam aus ihren Augen. Ihr Körper zuckte in Qual. Und Anne stand da und blickte beim Schein des trüben Lichtes mit entsetzten Augen auf die unglückliche Schwester.

„Anne, — Anne!" wimmerte die.

„Was willst du denn? Was denn?" frug Anne zitternd. Ihr ahnte dunkel etwas und verschloß ihr den Mund, die Kniee bebten ihr, die Lippen trockneten ihr aus und alles drehte sich wie im Kreise. —

Sie frug nicht wieder.

So schwiegen sie beide und regten sich nicht. —

„Anne" — jammerte es von neuem — „Anne." —

Die fühlte sich durchschauert von dem Hilferuf, aber konnte sich nicht regen.

Da sank ihr die Schwester zu Füßen, umfaßte ihr die Kniee und flüsterte ihr etwas so Jammervolles zu.

„Der Vatter schlägt mich tot! — Der Vatter schlägt mich tot, wenn er's erfährt!" schrie sie.

Anne stand ohne sich zu bewegen, die Wangen brannten ihr vor Scham und Qual. — Sie schwieg — sie reichte der Schwester nicht die Hand. Sie rührte sich nicht und ließ sie sich zu Füßen liegen und sah, wie sie sich krümmte vor Angst und Qual. — Sah oder sah sie es nicht?

„Anne!" schrie die Schwester laut.

„Was soll ich nur thun!" rief Schlimpimperlein, „sprich doch, ich soll . . ." und wieder weinte sie herzzerreißend.

„Ich soll mich umbringen — du — das willst du!" sagte Schlimpimperlein zitternd. — „Sag doch!" —

„Nein" — antwortete Anne wie im Traum. —

Aber sie blickte nicht auf die Schwester, sondern geradaus vor sich hin.

„Was soll ich denn thun?" jammerte das arme verlassene Geschöpf, auf das ganz unvermittelt alle Schrecken des Lebens gefallen waren, Schuld und Tod. — Sie bekam keine Antwort.

Die Schwester wendete sich von ihr ab und ging ans Fenster, stand da ruhig, preßte die gefalteten Hände an die Stirn und sah in die Dunkelheit hinaus.

Schlimpimperlein schleppte sich auf ihr Bett, legte sich da hin und blickte mit zitternder Angst auf ihre Schwester wie auf ihren Richter. —

Schwere Schritte kamen die Treppe herauf.

„Der Vatter," sagte Anne.

Sie faßt Schlimpimperleins Hand und preßt sie — und sieht auf die Schwester mit einem Blick so gequält — so unglückselig, daß es der wie ein Schauer überläuft.

„Daß mir's der Vatter nicht erfährt," sagt sie fest. „Du bist still." —

Jetzt legt sich eine Hand auf die Thürklinke — der Förster tritt ein.

„Kind," sagt er bebend und sinkt am Lager seiner Jüngsten hin und faßt ihre Hand und küßt diese Hand, und Schlimpimperlein fühlt die Thränen ihres großen, starken Vaters auf die Hand tropfen.

„Vatter! — Vatter!" ruft sie fassungslos.

Annes Blick ist unerbittlich auf sie gerichtet. — Der Förster fährt fort sein unglückliches Kind zu liebkosen.

Das Mitleid hat ihn nicht ruhen lassen. Er mußte bei ihr sein. Er sieht schlecht aus. Anne denkt: gerade als wenn der Bock kommen wollte.

Schlimpimperlein liegt stumm und still und läßt alles über sich ergehen wie einen reißenden Strom. Das plötzliche Todesentsetzen, ihr Schuldgefühl, ihre Verlassenheit, den bittern Schmerz, die Todesangst vor Schmach und Strafe, die Hoffnungslosigkeit und Hilflosigkeit, die rührende Güte ihres Vaters, sein Mitleiden, seine Thränen, die wie Feuer brennen — und das Grauen vor ihrer stummen entschlossenen Schwester, die wie ein furchtbarer Engel in ihrer Reinheit vor ihr steht, die etwas unerbittlich von ihr zu verlangen scheint, die etwas will und weiß, wo es nichts zu wollen gibt als den Tod, keinen Ausweg und keine Rettung. Aber das Erschreckendste von allem sind die Mitleidsthränen des Vaters, die sich mit einem Wort, wenn sie die Wahrheit sagte, umwandeln würden zu einem grausenerregenden Schauspiel.

Sie liegt still und stumm. Ein Wort und eine Regung und sie würde fassungslos sein. Es würde alles gestanden, alles gesagt sein.

Anne aber steht an ihrem Bettende und läßt sie nicht aus den Augen.

Der Vater geht, nachdem er sein armes Kind auf die Stirn geküßt und ihr zum letztenmal zart und ängstlich mit den harten Fingern die Hand gestreichelt hat. — Er sieht schwerfällig und gealtert aus.

Und als er gegangen, bricht Anne zusammen und schluchzt, als wollte sie sich zu Tode weinen.

„Er darf nichts erfahren — nie!" — das ringt sich wieder und wieder zwischen dem heißen Schluchzen hervor. — „Guter allmächtiger Gott, hilf uns!" ruft sie sinnlos.

Schlimpimperlein graut es vor ihr. — Was war aus der vernünftigen Ludschevadel geworden!

Ihr ſchwindelt — ſie kommt ſich vor wie in die Hölle geworfen und ſie weint und weint.

So vergeht die Nacht. Die herbſtliche Morgendämmerung bricht an. Es wird fahl und hell. — Ludſchevadel wäſcht ſich das Geſicht, das troſtloſe, verzweifelte Geſicht — ſteckt ſich die Haare feſt, bringt ihre Kleidung in Ordnung und tritt an Schlimpimperleins Bett.

„Daß ich ruhig gehen kann" — ſagt ſie, „verſprich mir, nichts zu thun ohne mich. — Verſprich mir's — und halt's. Sei ſtill."

Das ſagte ſie mit tiefem traurigen Ernſt und reichte Schlimpimperlein die Hand hin.

Die wagte nicht die Hand zu faſſen und blickte die Schweſter an wie ein geſchlagener Hund.

„Was willſt du denn nur?" frug ſie — und zögerte mit ihrer Hand.

„Ludſchevadel!" ſchreit ſie mit zitternder Stimme — „du willſt doch — — Ludſchevadel, ich fürcht' mich ſo. — Ich kann's nicht! Sag' ihm, daß er mich erſchießen ſoll wie Friedel — ſag's ihm."

Und jetzt brach ein Schmerzenſtrom los — bei dieſen Worten, ſo unaufhaltſam, ſo wild — ſo jammervoll. Ludſchevadel ſtand ſtill und blaß und ließ es vorüberrauſchen.

Als die Gewalt nachließ, ſagte ſie: „Nimm das zurück!"

„Bitt' ihn, daß er auch mich erſchießt!" jammerte das arme Geſchöpf. — „Mir iſt's ja gleich, wer ihn erſchoß — wenn er tot iſt!"

„Du ſollſt's nicht denken — du darfſt nicht," ſagte Anne feſt. — „Er that's nicht, ſo wahr Gott lebt. Sage es ſelbſt, daß du's nicht glaubſt!"

Schlimpimperlein ſtarrte ſie an — und blickte in die entſchloſſenen traurigen Augen! —

„Was du willſt, Ludſchevadel: Er hat es nicht gethan!"

„Er hat's wahrlich nicht gethan!" ſagte Ludſchevadel feierlich. — „Er iſt ein Menſch ſo treu und gut wie Gold — ſo einzig gut! — Siehſt du, wie kein Menſch auf der Erde, ſo klug und brav." —

Ludſchevadel rannen die Thränen über die bleichen Wangen, und ſie ſtand ſtill und rührend da. —

„Gib mir jetzt deine Hand und sag mir, daß du nichts thun willst ohne mich und daß du alles thun willst, was ich dir sage.“ —

Da legte das arme Mädchen die Hand in die der Schwester.

„Ich will nicht, daß du stirbst — Ludovika. — Aber ich will vor allem nicht, daß der Vatter es erfährt — das wäre schlimmer als der Tod!“ —

„Ich geh' jetzt — und du sprich mit keinem Menschen — auch wenn die Mutter kommen sollte — kein Wort.“

„Kein Wort,“ antwortete Schlimpimperlein und sah durch Thränen auf die Schwester — und wagte nichts zu fragen und zu sagen.

Anne Ludschevadel ging leise die Treppe hinab — und leise nach dem Saal, in dem der Tote lag. Die Thür stand auf und sie blieb auf der Schwelle stehen.

Der Tote lag im grauen Morgenlicht in seinen weißen Tüchern. Die beiden Lichter ihm zu Häupten glommen qualmend, tief herabgebrannt. Der Talg war an den Leuchtern in großen Zapfen herabgeflossen.

Heinrich Strobel, mit dem Kopf an einem der Fensterpfosten gestützt, das straffe Haar zerwühlt wie in Fittichen abstehend, saß ganz in sich versunken mit geschlossenen Augen.

Daß er nicht schlief, gewahrte Anne an seinem tiefen Stöhnen.

„Heinrich,“ flüsterte sie von der Schwelle aus über den Toten hinweg.

Heinrich Strobel stand auf und kam auf sie zu.

„Was willst du, Anne?“ sagte er und sah auf sie mit einem liebestraurigen Blick.

„Komm mit, Heinrich.“

Er ging mit ihr und sie traten miteinander zum Hause hinaus und gingen in dem grauen Morgennebel ohne zu sprechen vorwärts. Der Nebel lag dicht und kalt an den nassen gelb und braunen Bäumen an.

Heinrich hatte ihre Hand gefaßt. — „Willst du sprechen, Anne?“

Sie sah ihn an, wie jemand, der schon mit dem Tode ringt, sprechen möchte und nicht kann — und sie gingen weiter Hand in Hand — und wagten sich nicht anzusehen.

„Was iſt denn, Anne?“ ſagte er. Da ſtanden ſie bei den drei Kiefern, von denen ſie ſo oft geſprochen.

„Jetzt ſind wir unter den verfluchten Bäumen,“ meinte Heinrich Strobel, „nun ſag, was du zu ſagen haſt! Du willſt mit dem Unglücksvogel nichts mehr zu thun haben. Mach's kurz. — Ich weiß ſchon.“

„Heinrich!“ rief ſie angſtvoll. Sie ſchlang die Arme um ſeinen Hals und weinte an ſeiner Bruſt und weinte und weinte. —

Jetzt hob ſie den Kopf und ſah ihn an und faßte ſeine beiden Hände. — „Gott hat den Toten zwiſchen uns gedrängt,“ ſagte ſie langſam, „— — — und noch etwas andres, Heinrich.“

Er ſtand ſtumm und fahl und düſter vor ihr.

Sie ſagte mit Worten, was er am Abend unter dieſen traurigen Bäumen, als er bei ſeinem Herzbruder Wache hielt, gedacht hatte.

Die beiden treuen Menſchen ſtanden und trugen miteinander das Schickſal, das über ſie hergefallen war. — Sie trugen eine ſchwere Laſt — und dachten nicht daran ſie abzuwerfen, abzuſchütteln, was abzuſchütteln war.

Und ob er zehnmal unſchuldig war, daß der friſche, leichtſinnige Geſell jetzt unter den weißen Tüchern als Toter lag — durch ihn war es doch geſchehen!

Er war doch die Veranlaſſung und blieb die Veranlaſſung. Durch ihn war Unglück gekommen. — Gott hatte ihn als Werkzeug gebraucht — um Jammer hereinbrechen zu laſſen. — So ein Werkzeug iſt und bleibt gezeichnet. Ein Richtſchwert wird nimmermehr zum Brotmeſſer gebraucht.

Die beiden fühlten gleich. Sie waren dieſelbe Art Menſchen. Sie ergänzten einander nicht, ſie waren eins. Ihre Liebe war Friede; eine kampfloſe Liebe fürs Leben.

Sie ſchauten einander in die traurigen Augen und verſtanden einander. — Sie hatten nicht zu reden gebraucht, dachten dieſelben Gedanken, — fühlten dieſelbe Qual und die düſtere Stunde war die Krone ihrer Liebe. — Sie waren eins — ganz eins, für immer eins.

„Was noch, Anne? — Du ſagteſt — —.“ Er legte

ihr den Arm um die Schulter und zog sie dicht zu sich heran.

„Anne.“ — Und wie ein Schreckenslaut rief er fassungslos: „Deine Schwester . . .!“ Weiter sprach er nicht. Er schaute sie an, fragend — wissend. Er sah ihr bis auf den Grund ihrer Seele, bohrte seinen Blick in ihre Augen.

„Heinrich!“ Und leise wie ein Thränenstrom rang sich die traurige Geschichte der Schwester ihr vom Herzen.

Das arme gute Mädchen stand wie ein abgeschiedener Geist. Alles war von ihr gefallen, alles Irdische, Hoffnung und Liebe und jedes Lebensglück. — In ihren Zügen war eine rührende Entsagung ohnegleichen zu lesen.

„Heinrich!“ Sie sank vor ihm in die Kniee und hob die gefalteten Hände hoch zu ihm empor.

„Rette uns, Heinrich.“

Dem hagern Gesellen mit dem struppigen aufstrebenden Haarschopf liefen die hellen Thränen über die fahlen Wangen, als er sie so vor sich knieen sah.

„Mach sie zu deiner Frau, Heinrich — dann sind wir gerettet! Nur dann. Wenn der Vatter es erführ'! Du weißt doch, der Vatter!“

So in Todesangst sprach und kniete sie da. — Und er hob sie nicht auf. Er ließ sie knieen, starrte auf sie hin wie im Traum.

„Anne, mein Weib!“ schrie er auf.

Sie hielt noch immer die gefalteten Hände hoch.

„Rette uns, Heinrich — rette uns! — Wenn der Vatter es erführ'!“ Sie wußte nichts mehr zu sagen. Sie fand die Worte nicht.

Und so kniete sie und hielt immer die gefalteten Hände hoch und sah auf seine Lippen.

„Heinrich! Heinrich!“

„Anne.“

Und sie nannten ihre Namen gegenseitig. Das war alles, was sie konnten.

„Wenn nicht Rettung kommt, gibt's ein Unglück sondergleichen! Wenn es auf Erden etwas gibt, das ihn und uns davor behüten kann. — Heinrich — wenn es etwas gibt?“

Sie kniete immer noch in ihren Thränen vor ihm.

Er wendete sich stumm, mit einem starren grauen Ge-

ſicht von ihr ab, lehnte ſich mit dem Kopf an einen der rotbraunen Kiefernſtämme und ſchloß die Augen.

So blieben ſie unbeweglich.

Dann wurde unter den Unglücksbäumen ſo treu und todestraurig geredet, ſo hoffnungslos und gut, wie es hin und wider auf dieſer Erde geſchieht.

Als ſie dem Trauerhauſe zugingen, ſprachen ſie nicht mehr miteinander. Zwiſchen ihnen war alles abgethan.

„Heinrich," ſagte ſie endlich, als ſie ins Haus traten, „ich ſage es ihr und den Eltern jetzt gleich — dann iſt's geſchehen."

Als ſie an Schlimpimperleins Bett trat, fand ſie die ſchlafend. — Und ſie ſah in das verweinte Kindergeſicht.

„Ludovika," ſagte das ernſte blaſſe Mädchen.

Mit einem Jammerruf erwachte ſie. Es war das erſte Mal in ihrem Leben, daß ſie im Unglück eingeſchlafen und im Unglück wieder erwachte.

„Was!" flüſterte ſie bang.

Ludſchevadel ſtand ruhig vor ihr. „Es gibt nur einen Weg."

„Daß ich ſterbe," ſagte Schlimpimperlein.

„Nein — du mußt Heinrichs Frau werden," antwortete das arme junge Weib kurz und ſchroff.

Da traf ſie ein Blick ihrer Schweſter, ein ſo ſonderbarer verblüffter, entſetzter Blick, ſo etwas Verwirrtes im Blick und etwas, als wenn ſie mitten in ihrem Elend lachen wollte.

Sie ſaß ſtumm und ſtarr, als wäre ein Blitz vor ihr niedergegangen.

Dann warf ſie ſich mit dem Geſicht auf die Kiſſen und ſchluchzte: „Friedel! Friedel!"

Ihre Schweſter ſtand unbeweglich vor ihr und ſah mit den entſchloſſenen Augen auf ſie nieder. Sie ließ ihr Zeit ſich auszuweinen.

„Es gibt den einen einzigen Weg," ſagte ſie tonlos. — „Oder haſt du den Mut auf und davon zu gehen in die Fremde, daß man, wenn man dich tot findet, nie erfährt, wohin du gehörteſt, dann geh' und mach' dich auf den Weg; aber geh' auch —!"

„Anne!" ſchrie Schlimpimperlein auf.

Digitized by Google

„Wenn's der Vatter erfährt, ſchlägt er dich doch zu Schanden — und über uns alle kommt Elend und Schmach genug. Ich weiß nicht, weshalb der brave Mann, der ſich ſein Lebtag nichts hat zu Schulden kommen laſſen, wegen ſeiner Tochter untergehen ſoll. — Das ſoll er nicht — du!"

Anne ſprach leidenſchaftlich erregt — und war ſo blaß und traurig — und ſo feſt und unbezwinglich in ihrem Mut.

Schlimpimperlein in ihrem troſtloſen Elend ſaß armſelig zerknickt vor ihr.

„Kannſt du ſterben, haſt du Mut?"

Sie ſah auf die ſtrenge ernſte Fragerin, die ſie mit ihren Blicken nicht los ließ.

Die Augen füllten ſich dem gepeinigten Geſchöpf wieder mit Thränen und ſie ſah zur Schweſter auf und ſagte: „Nein, Anne, nicht."

Anne wankte nicht, ging unaufhaltſam auf ihr Ziel zu, mit dem rührenden Fanatismus und riß ihre unglückliche Schweſter mit ſich. Ja, es war, als faßte Schlimpimperlein endlich angſtvoll ſelbſt nach der rettenden Hand, die ſie aus Schmach und Not, die über ſie zuſammenſchlagen wollten wie dunkles Waſſer, zu retten ſuchte, ſie und die andern mit ihr.

Und ſo kam es, daß Anne mit ihrer Schweſter und Heinrich Strobel vor die Eltern trat und das wunderlichſte Geſtändnis machte.

„Biſt du von Sinnen!" rief die Förſterin entſetzt — und faßte ihren Mann an der Schulter. „Hör doch!" rief ſie.

Anne aber ſprach ruhig: „Der Heinrich und ich, wir haben zu ſühnen, Mutter, wir dürfen an Glück miteinander nicht mehr denken."

Der Förſter blickte Anne durchdringend an mit ſo ein Paar düſtern Augen. — „Nun, und die andern beiden?" frug er.

„Die ſind entſchloſſen" — ſagte Anne für ſie.

„Strobel," ſagte der Förſter.

„Es iſt ſo, wie Anne ſagt — wir ſind entſchloſſen."

„Du auch, Mädchen!" wendete ſich der ſtarke blonde Menſch an ſeine jüngſte Tochter.

„Ja," ſagte dieſe leiſe.

Der Förſter lachte ingrimmig auf. Die Heftigkeit, das

Mißtrauen schoß ihm in die Augen. Die breite Brust begann zu keuchen.

„Alter," jammerte seine Frau auf.

Da trat Anne zu ihrem Vater.

„Vatter," sagte sie in großer Einfachheit und mit einer Reinheit, die auf den heftigen Mann wirkte, als spräche ein Engel mit ihm. „Das ist eine große Sühne vor Gott — Vatter. Da darfst du nicht auffahren — da ist auch nichts daran zu ändern — das ist wie es ist. — Wir drei verstehen einander — und wir werden verantworten, was wir thun. — Du kennst ja Heinrich. — Und wenn die Leute die Mäuler aufsperren, so laß sie es thun. Es ist vor Gott nichts Unrechtes, was geschieht."

Es lag wie ein schwerer Bann über allen, als fände niemand den Mut, zu fragen. Sie waren verstummt und betäubt unter der Schwere des Schicksals.

* * *

Der Förster wurde krank, sei's, daß er sich auf der Hetzjagd erkältet hatte, oder war's die vielgestaltete Aufregung, in der sein heißes Blut nun schon tagelang kochte. Sein ingrimmigster Feind, der Bock, hatte sich wirklich gemeldet.

Er legte sich ins Bett unter heiße Habersäcke und stöhnte und schrie auf und raste vor Qual und frug nichts und sagte nichts.

Anne und die Försterin hatten alle Hände voll zu thun, um dem ungeduldigen Kranken alles zu verschaffen, was er wollte und wünschte.

Die gerichtliche Untersuchung des traurigen Falles und das Begräbnis gingen vor sich, ohne daß der Förster auf seinem Schmerzenslager etwas davon erfuhr; ohne daß er ein einziges Mal gefragt hätte. Es wurde auf das einstimmige Zeugnis aller, die bei dem Unglück zugegen gewesen waren, Heinrich Strobels völlige Schuldlosigkeit festgestellt. Der blieb ein freier, unbescholtener Mann.

Die Kummerfelden war es, die alle Nachrichten ins Rödchen hinaufbrachte und von Anne einen verschlossenen Brief an Strobel mit herabnahm, der sich seit jenem Morgen nicht mehr bei den unglücklichen Leuten hatte sehen lassen.

In diesem Briefe standen die wenigen Worte: „Heinrich nicht zögern, um unsertwillen und ihretwillen nicht.“

Der Brief war ohne Ueberschrift und ohne Unterschrift.

Als Anne ihn der Kummerfelden übergab, konnte die ihrer Bewegung nicht Herr werden und sagte: „Komm, Ludschevadel, Anne, wollte ich sagen — und geh' ein Stück mit mir vors Haus.“

„Siehst du,“ sagte die Kummerfelden mit ihrem wackeligen Altweiberstimmchen. „Ich muß statt deiner Mutter mit dir reden. Du gutes Mädchen — die kann's dir nicht, die bringt's nicht übers Herz. Als du gestern abend drin beim Vatter warst, da hat sie's mir unter Zittern und Zagen gestanden. Die Mutter denkt sich alles — die weiß alles. Das kannst du dir denken, ein Weib und eine Mutter. — —

„Weißt du, Anne — da kann man gar nichts darüber sagen — ich nicht und die Mutter nicht — dafür gibt's keine Worte.“

Sie drückte mit ihren lebendigen flinken Fingerchen Annen die Hand, und die hellen jungen Thränen liefen ihr über das kleine ältliche Gesicht.

„Soll's denn wirklich geschehen, Anne?“

„Ja — bald — aber bald —.“

„Gott sei gelobt, daß der Vatter den Bock hat!“ sagte die Kummerfelden. „Aber ein Mannsbild ist immer kurios, was einem Frauenzimmer durchsichtig ist, da entdeckt so ein Mann noch lange nichts — auch ohne Bock. Gottlob, daß es so eingerichtet ist. Siehst du, und wenn es denn nun einmal wirklich geschehen soll, da wäre meine Meinung, man müßte mit einem einzigen Menschen ganz offen reden und dieser Mensch wäre der Herr Oberkonsistorialrat Voigt. — Wenn du mich's machen läßt, Anne, richt' ich dir's ein, ich kenne ihn ja, daß alles in größter Schnelle vor sich geht — ohne Aufgebot, wenn's sein muß oder mit nur einem Aufgebot. Er ist ein Mann, der dein großes Opfer zu schätzen weiß — dir helfen wird und der schweigen wird, Anne. — Und habt dann einen würdigen Fürsprecher, wenn die Leute anfangen, die Mäuler über euch aufzureißen. Und siehst du, es muß, wenn es geschehen soll, schnell geschehen — du armes Kind.“

„Ja — bald — bald,“ sagte Ludschevadel flehend — „und eh' der Vatter wieder gesund ist.“

Die alte kleine Kummerfelden hatte ihrem Herzen auf ihre Art Luft machen müſſen, umarmte und ſtreichelte das arme Ludſchevadel, auf deren glattgeſcheiteltes Haar der feine kalte Oktoberregen fiel. — —

Die alte Kummerfelden aber hat das ſchwere Opfer von Anne und Heinrich mit Feuereifer aufgefaßt und alles wie für ihre eigene Sache gethan — und alles eingeleitet. Sie iſt gelaufen und hat geſprochen und hat ihren guten Freund, den Oberkonſiſtorialrat Voigt, in die jammervolle Geſchichte eingeweiht.

So war es ſchon am Sonntag, daß die Förſterin, die Kummerfelden, Ludſchevadel und das junge Paar, in der Sakriſtei vor dem Altar ſtanden und das bittere Opfer dargebracht wurde.

Der Oberkonſiſtorialrat Voigt ſelbſt vollzog die Trauung und drückte Heinrich Strobel die Hand, als der die Ringe mit ſeiner jungen Frau gewechſelt hatte.

Als das Paar vom Altar getreten war, da mochte es dem braven Oberkonſiſtorialrat zu Herzen gehen und er winkte Anne zu ſich an den Altar heran und ließ ſie niederknieen auf dem Kiſſen, auf dem ihr Heinrich vordem gekniet hatte und der Prieſter legte ihr bewegt die Hände aufs Haupt und ſegnete ſie.

Da ging ein jammervolles Schluchzen durch die alte Sakriſtei, die Förſterin hatte ſich in ihrem Leid nicht mehr aufrecht halten können und hatte das Geſicht auf die Stuhllehne der Kummerfelden geſtützt. — Die Kummerfelden ſaß aber mit hocherhobener Haube und ſah auf ihre Nähſchülerin mit verklärten, thränenden Augen. Heinrich Strobel hatte ſich abgewendet und blickte nach dem vergitterten Fenſter in den grauen Morgenhimmel hinein. Er ſah gealtert und aſchgrau aus. Sein ſtraffes Haar ſtand ihm glanzlos und melancholiſch in die Höh'. Die hagere Geſtalt war in ſich zuſammengeſunken.

Die Extrapoſt des jungen Paares hielt hinter der Kirche vor Oberkonſiſtorialrat Voigts Amtswohnung. Und ſo nahmen ſie Abſchied voneinander in der alten Sakriſtei. Die Förſterin reichte ihrem Schwiegerſohn die Hand. „Strobel," ſagte ſie bebend — „Strobel" . . . weiter kam ſie nicht. Sie konnte nicht ſprechen.

Ihrer Jüngsten gab sie auch die Hand und flüsterte ihr mit gebrochener Stimme ins Ohr: „Erbarm' sich Gott deiner!"

Schlimpimperlein war angstvoll wie ein verscheutes Tier. Sie trug Kranz und Schleier und war in diesen weißen Schleier ganz eingehüllt und weinte vor sich hin, sah aber lieblich aus.

Die Kummerfelden nahm ihr den Schleier und den Kranz nach der Trauung ab, legte beides vorsichtig in eine Pappschachtel, gab ihr die in die Hand zum Mitnehmen und hing ihr das warme Reisemäntelchen um und setzte ihr eine Kapuze auf. — Dann gingen alle aus der hinteren Kirchthür hinaus, um das junge Paar zum Reisewagen zu bringen, der sie nach Leipzig führen sollte. Anne und Heinrich gaben sich erst vor der Kirchenthür stumm die Hand und schauten sich an wie in der Todesstunde. Dann half Heinrich Strobel seinem jungen Weib behutsam in den Wagen, stieg selbst hinein, die Pferde zogen an und die schwerfällige alte Kutsche rumpelte den unbequemen Weg hinter der Jakobskirche hinab, bog in die Jakobsgasse ein und war verschwunden.

Die Frauen gingen miteinander stumm durch die noch morgenstille Stadt dem Rödchen wieder zu.

Als sie den einsamen Feldweg, der zum Rödchen führt, einschlugen, blieb Anne hinter der Mutter und der Kummerfelden zurück, um allein zu gehen. Ein feiner kalter Oktoberregen rieselte nieder. Die Kummerfelden hielt über sich und die Försterin den großen roten Familienschirm mit dem messingenen Knauf gespannt.

Der Weg war aufgeweicht und schlüpfrig — Stoppeln, wohin man sieht, nichts als Stoppeln, verkrüppelte und entblätterte Weiden, Rabenzüge, grauer gleichmäßiger Himmel und als Ziel das vereinsamte spätherbstliche Rödchen, den fahlen Wald, das Haus, in das das Unglück eingezogen ist, der vom Bock geplagte mißmutige Förster und die ganze öde Hoffnungslosigkeit, die da oben auf ihr Opfer lauert.

Anne wagte nicht den Kopf zurück nach Weimar zu wenden, da war die Allee mit den hohen Pappeln, die nach Apolda führt, lang, unendlich lang zu verfolgen. Sie fürchtete sich, in weiter Entfernung undeutlich einen schwarzen verschwindenden Punkt zu sehen.

Und so schaute sie nur und einzig nach dem Rödchen hinauf, ohne zu denken, stumpf und trostlos.

Die Försterin wendete sich um und rief ihr zu: „Anne, sowie wir nach Hause kommen, muß neuer Haber für den Vatter geröst' werden."

„Ja!"

Da sah sie im Geist, wie ihre Schwester im Schleier und Kranz heute in aller Himmelsfrühe vor dem Bett des Vaters gestanden hatte, um Abschied zu nehmen — und der Förster in einem wilden Schmerzensanfall mit ihr ein paar Worte gesprochen hatte, ein paar nichtssagende scheue Worte. — Er hatte ihr die Hand nicht gegeben.

Anne wußte nicht, was sie vom Vater denken sollte. Er war von der heimtückischen Krankheit wie vom Teufel besessen, litt körperlich mit wütendem Widerstreben und auch im Geiste. — Ahnte er etwas? Ließ er den Dingen seinen Lauf? Ahnte er nichts?

Anne konnte sich darüber nicht klar werden. In ihrem Kopf tauchte ein Gedanke auf, den sie mit heiliger Scheu wie eine Gotteslästerung von sich wies, der wieder untertauchte; aber wie einen hellen wunderbaren Schimmer zurückließ, der ihr die ganze Seele erfüllte. Und der Gedanke, ausgedacht, mochte vielleicht sein: Ist es die heilige Geschichte von der Erlösung? Einer gab sich unschuldig hin und opfert sich für die andern — und aller Zorn ist verraucht und die Strafe ist zurückgezogen und die Sünde vergeben.

# Das ehrbußliche Weiblein.

Auf dem Horn bei Weimar, einer Anhöhe, von der aus man auf das grüne Ilmthal weit hinabblickt und auf das Städtchen, das von der grauen zweitürmigen Stadtkirche und dem grünkuppeligen Schloßturm und dem spitzen Hofkirchturm überragt wird, da wohnten Herr und Frau Egidi in einem alten Sommerhaus, das am Ende eines ansteigenden Gartens lag.

Das Häuschen stand gerade über Goethes Gartenhaus, und auch in Pogwischs Garten konnte man von dem Wohnzimmer aus blicken. Es hatte, wie Frau Friederikchen Egidi sagte: „wirklich eine recht kommode und amisante Lage. Kommod eigentlich nich gerade, weil mer doch weit von der Stadt wohnt, aber weil mer äben alles hat, was mer braucht, da macht sich's; Gemise un Obst, eine Zwetschgendarre sogar. Hihner un ene Ziege, äben alles — Bier hamm mer eingelegt un die gute Luft fir ‚Lein-Oel', wegen der sin mer 'nausgezogen, die duht ihn so wohl, un der Spaziergang allemal 'nunter ins Hofamt — äben alles."

So ähnlich antwortete Frau Egidi stets, wenn die Freunde in der Stadt ihr immer wiederholten: „Na aber, so weit draußen!"

Uebrigens „so weit draußen" war es eben nur für die bequemen Weimaraner.

Frau Egidi war ein ganz kleines, junges, bescheidenes Persönchen mit flachsgelben Haaren, die mit einem hohen

Kamm fest und stramm oben auf dem Wirbel zu einem Knötchen zusammengesteckt waren. Ihr Kleid schien ganz besonders eng zu sein, und der schmale Longshawl und der Strickbeutel und die Kreuzbänderschuhe, alles war so bescheiden und hausfraulich, ganz musterhaft — und wie jedes Fältchen lag und die steifen Seitenlöckchen an den Schläfen, und die Schritte, wie sie das Horn hinabtrippelte — das war alles so gut weimarisch — so ein bißchen „ehrbußlich", wie sie in Weimar sagen, und wie sie's in Weimar ganz gern bei einem jungen Frauchen sehen, denn so ein Frauchen, das kocht und backt und stopft und flickt und handelt und wandelt gut, und der Mann ist bei ihr wohl versorgt, und das ist die Hauptsache.

Und das hatte in diesem Falle auch seine Richtigkeit, Frau Friederikchen Egidis Mann, Lionel Egidi, war sehr gut aufgehoben. Was hatte er immer für gute Dinge gegessen und getrunken, wenn zufällig die Rede darauf kam, und sein Rock war tadellos und seine Wäsche blendend, und das alles bei einem winzigen Gehalte, bei dem man allerlei Unzureichendes leicht hätte entschuldigen können. Er war ein langer Mann mit einer großen, breiten Denkerstirn und großen Händen und Füßen und einer tiefen Stimme, und sah aus, als hätte er es weiter bringen können, als zu einem Sekretär am Hofamte. Dazu war es nur so eine Art Aushilfstelle, die nicht gerade auf festen Beinen stand.

Und zu seiner großen Person und seiner kleinen Stelle hieß er auch noch mit Vornamen Lionel, das war Frau Friederikchens Stolz, daß er so hieß — aber auch ihr Unglück; „Lionel" — das brachte mit aller Mühe und aller Hingebung ihre gut weimarische Zunge nie und nimmer fertig. „Lei-o-nehl, Lein-ehl" — dabei blieb's.

Und alle Mühe, die Lionel sich gab, der Zunge seines kleinen Weibes den stolzen Namen beizubringen, war fruchtlos — „Lein-Oel" oder „Lein-Ehl" höchstens mußte er sich rufen hören und hätte es nicht für möglich gehalten, seinen wunderschönen Namen auf diese Weise verlieren zu müssen. Nie hätte er eine Weimarerin geheiratet, wenn er gewußt hätte, daß die weimarischen Zungen so unbiegsam sind.

Und zu seinem größten Aerger hieß er nun „Lein-Oel", wo er sich auch blicken ließ. Auch geschicktere Zungen, als

die seines Weibchens, blieben bei „Lein-Oel", weil die guten Weimaraner ihren Spaß daran hatten, daß ein Mensch gewissermaßen „Lein-Oel" getauft war. Da half ihm seine hochstrebende Natur nichts und seine Denkerstirn nichts; das alles vertrug sich mit „Lein-Oel" nicht. Man konnte ihn mit diesem Namen unmöglich ernst nehmen, meinte er. Mit dem Namen Lionel Egidi aber glaubte er, daß ihm die Welt offen gestanden hätte.

Die Umtaufe, die sein Weib mit ihm vorgenommen hatte, war verhängnisvoll geworden — auch für das brave Weibchen. Die ersten Mißstimmungen kamen dadurch, und es flossen Thränen. Sie hatte sich zwar geübt, „Lein-Oel" richtig auszusprechen, und wenn ihr auch hin und wieder ein Anklang geriet, so war das Unglück doch einmal angerichtet. „Lein-Oel" saß einmal den Weimaranern in den Ohren, sie hörten es gar nicht mehr anders, und Lein-Oels oben auf dem Horn mußten sich eben darein finden. — Sie hatten auch den schönen Namen Egidi verloren und hießen in aller Mund nun einfach Lein-Oels. So dumm war es Lionel Egidi mit seinem Namen ergangen. Als er aus Erfurt nach Weimar kam, da hatte er große Ideen im Kopfe, und die kleine Stelle am Hofamt betrachtete er damals nur als eine Art Absteigequartier, bis er Umschau gehalten. Er war auch Poet, und es konnte ihm kaum in Weimar fehlen. Mit einem wunderschönen himmelblauen Frack war er damals angekommen, und der stattliche Mann in diesem blauen Frack und mit dem stolzen Namen wurde auch durchaus nicht unbemerkt gelassen.

In Weimar sind von alters her die Weiber in Ueberzahl gewesen, und ein neuer Mann im Weichbild des Städtchens war jedesmal ein Ereignis, auch von alters her. Die weimarischen Weiber hoben einen reputierlichen männlichen Ankömmling, bildlich gesprochen, alsobald wie auf einem Schild empor, daß er allen Augen sichtbar war. Unbekannt konnte ein Mann im himmelblauen Frack und gar mit einem so schönen Namen gewiß nicht bleiben.

In den ersten Wochen war er auch schon der erhoffte Schwiegersohn von so und so viel Bürgerhäusern, und ehe ein paar Monate in das Land gingen, war er wirklich der Schwiegersohn eines sehr angesehenen und reputierlichen pen-

sionierten Rentamtmanns geworden, der samt seiner Familie Weidgans hieß. So kam es, daß Friederikchen Weidgans die Ehehälfte des vielversprechenden Lionel Egidi wurde.

Zur Zeit unsrer Erzählung aber sind sie schon ein paar Jährchen verheiratet, der himmelblaue Frack ist abgelegt, Lein-Oel ist in einen kaffeebraunen gekrochen und aus dem blauen hat sich Friederikchen einen Spenzer gemacht. Die übergebliebenen Fleckchen verarbeitet sie zu blauen Kreuzbänderschuhen für sich, denn sie versteht alles, sie schustert wie ein gelernter Meister, und auch der Gatte trägt oben auf dem Horn blaue Pantoffel, die ihm sein Weib aus dem blauen Frack gemacht hat, der in Lappen und Läppchen zerschnitten ist, wie seine Hoffnungen und Pläne auch.

Er war sich in den ersten Jahren seiner Ehe vollkommen klar darüber, daß er einen rechten Hemmschuh angelegt hatte, als er die kleine Weidgans heiratete. Die Arme der Weimaranerinnen, die ihn auf dem Schild triumphierend hochgehalten, sanken wie mit einem Schlage gleichgültig herab, als er das Unrecht begangen, eine einzige von allen glücklich zu machen, und er stand in seinem blauen Frack und mit dem stolzen Namen und mit der kleinen Weidgans plötzlich da, als wäre er unsichtbar geworden. Niemand kümmerte sich um ihn.

Und von diesem Augenblicke an wollte ihm nichts mehr glücken. Er war nahe daran gewesen, daß Excellenz Goethe seine schriftstellerischen Erzeugnisse unterthänigst überreicht worden wären, aber die Hände, die sich zu diesem Liebeswerk erboten hatten, waren mit einemmal paralysiert, und die Köpfe, die dieses Anerbieten ihm gemacht hatten, waren schwachsinnig geworden und verstanden nichts mehr und erinnerten sich an nichts mehr.

Ganz natürlich, sie hatten das dem hoffnungsvollen, vielversprechenden Lionel Egidi zugedacht, dem jungen Mann im blauen Frack, dem die Welt offen stand, von dem sie erwarteten, daß er eine ihrer Töchter heimführen würde — aber dem Mann der kleinen Weidgans, dem „Lein-Oel", brauchten sie nichts von alledem zu halten. Der war durch seine alberne Heirat in eine Sphäre geraten, in der er den Weimaranern nichts mehr nützen konnte, also von ihnen auch nichts mehr zu erwarten hatte.

All diese Erfahrungen hatten Lionel Egidis Wohl-

gefallen an seiner Weidgans nicht gerade gesteigert, besonders da er sich gar nicht mehr recht erinnern konnte, wie er selbst eigentlich auf die Idee gekommen war, die Kleine zu heiraten.

An eins erinnerte er sich noch ganz wohl. Auf einem Ball im Stadthaus hatte er sie zum erstenmal gesehen und auch mit ihr getanzt, und daß es ihm Spaß gemacht hatte, wie der blonde, frisierte Kopf der kleinen Weidgans sich auf seinem blauen Frack während des Tanzes gut ausgenommen — das wußte er noch ganz gut; auch daß er öfters, als erlaubt, mit ihr getanzt hatte, denn in seinen blauen Frack war er gewissermaßen verliebt gewesen, und wer und was zu diesem gut stand, das oder der oder die war ihm nicht unsympathisch. Von diesem Abend an aber war er wie in einen Wirbel von lauter Verwandten, Basen, Tanten und Onkeln, Großmüttern und Müttern der Weidgansschen Familie geraten. Weidgannsche Abendessen, Weidgannsche Nachmittagspartieen, Weidgannsche Geburtstage mit solenner Feier waren sein Schicksal geworden — und das Ende all dieser Weidgannschen Feste war sein und Friederikchens Verlobungsfest gewesen, und zuallerletzt seine Hochzeit, die von der Weidgannschen Familie splendid ausgerichtet wurde.

So war er zu seinem Friederikchen gekommen, er wußte selbst nicht, wie — und daß er dieser Weidgans nun Opfer über Opfer bringen mußte, diesem kleinen Götzen, der ihm vom Schicksal aufgehalst worden war, das stimmte ihn nicht freundlich und nicht heiter, und er war dabei, ein wenig liebenswürdiger Ehegatte zu werden. Mürrisch ließ er sich alle Hingebung und Fürsorge der Kleinen gefallen, ließ sie springen und laufen, kochen und backen, früh aufstehen und spät zur Ruhe gehen, und ließ sich's schmecken, was sie kochte und buk, und kroch in lauter schön gewaschene und geflickte, blendende und duftende Wäsche und schlüpfte in Schuhe, die immer bereit standen, und hatte abends eine immer hell- und gleichbrennende Kerze, denn das war eine Extrageschicklichkeit der Kleinen, leise aufzustehen, ohne alle Auffälligkeit, so daß niemand es zu bemerken brauchte, und das Licht zu schneuzen, gerade im rechten Augenblicke. Nie brachte es ihre Kerze zu einem qualmigen Räuber, und in der Lichtputzschere brenzelte und roch es deshalb auch nicht, und die Kerze kam nicht zum

Träufeln und war nicht zu kurz geschnitten. Vielleicht brannte in ganz Weimar keine Kerze, die es mit der Egidischen hätte aufnehmen können.

Als Lionel Egidi Junggeselle war, da hatte das kleine Einkommen, das ihm sein Absteigequartier von Stelle einbrachte, nicht hinten und nicht vorn gereicht, und jetzt hatte es den Anschein, als wäre er ohne sein Wissen avanciert. Sie hatten immer Geld; die Weidgans that, als wenn sie im Ueberflusse wirtschaftete, und er mußte sich selbst gestehen, sein Lebtag hatte er nicht so vortrefflich gegessen.

Sie hatte sich von ihrem Aussteuergeld, das viel schmäler ausgefallen war, als es erst den Anschein gehabt hatte, eine Ziege angeschafft, trotzdem ihr Gatte gesagt hatte, daß er nie einen Tropfen von der Milch dieses Tieres anrühren würde, da er vor Ziegenmilch einen Ekel habe.

Es war aber mit der Ziege alles so still vor sich gegangen, und er trank Ziegenmilch, ohne es zu ahnen.

Als endlich die Rede darauf kam, sagte das kleine Weibchen: „Siehste, Lein-Oel, das macht, weil se so renklich gehalten is, und es is auch die Art, von der die Milch nich bockelt."

Ja, hätte sie den Mund nicht aufgethan, die kleine Weidgans!

Da war es wieder, das miserable „Lein-Oel" und der ganze weimarische Schwanz hinterher — reden konnte er sie eben gar nicht hören — es fiel ihm auf die Nerven.

„Na, übst du denn ordentlich, was du üben sollst?" fragte er sie barsch.

„Ja, beim Melken heute un iberhaupt immer, wenn ich dran denke. Das letzte war: ‚Hewe, läwe, schwäwe!'" sagte sie trocken und schulmäßig, wie sie sonst wohl zu ihrem Herrn Lehrer gesprochen haben mochte.

„Wie sagst du?" fragte er und korrigierte sogleich: „‚Hebe, lebe, schwebe.' — Du sagst ewig, daß du geübt hast; aber es fällt dir gar nicht ein!"

„Jawohl," antwortete sie schluchzend. „Hewe — läwe — schwäwe!"

Und sie schluchzte so heftig und bitterlich und legte ihren Kopf, wie schutz- und stützesuchend, an einen alten Pflaumenbaum und setzte ihre gefüllte Gießkanne nieder,

und das war das erste Mal, daß sie so ganz hilflos vor ihm weinte.

Und bei dem großen Respekt, den sie vor ihm hatte, that sie es in wahrer Todesangst. „Sei nur nich bes," — schluchzte sie — „ich weine gar nich — ne, wirklich nich — es weint äben so von sälwer." —

Und wie er sie gebrochen und ganz in Thränen aufgelöst vor sich stehen sah, so unglückselig und bescheiden und so winzig, — da rührte sich etwas in seinem Herzen, er griff nach ihr, sie fuhr zusammen wie ein Hündchen, das geschlagen werden soll — und da schämte er sich, daß sie so etwas von ihm denken könne, und er erkannte, wie unfreundlich er immer gegen sie gewesen war, und sie so gut und unterthänig.

„Mein gutes Weib!" sagte er und zog sie zu sich heran.

„Ach du mein Gott!" schluchzte sie und lag mit dem Kopf nicht mehr am Pflaumenbaum, sondern an der Brust ihres Gatten.

„Ach Lein-Oel!" — Aber kaum war das Wort heraus, da schreckte sie bis ins innerste Herz zusammen, machte sich aus seinen Armen los, griff zu ihrer Gießkanne und trippelte eilig ab.

* * *

Als sie aber am Abend dieses selben Tages sich zur Ruhe begaben, er, der große Lein-Oel, und das winzige, ängstliche Püppchen, das er für alle ihre Hingebung immer so rauh und gleichgültig behandelt hatte — da kam es ihm in den Sinn, einen Spaß zu machen, und er sagte großmütig: „Na, ‚hewe, läwe, schwäwe' — gute Nacht!"

„Gute Nacht, ‚hebe, läbe, schwäbe!'" sagte sie so gut sie konnte — und sagte es ganz freundlich und anmutig.

Und Lein-Oel dachte: Sie versteht also einen Scherz, die kleine Weidgans.

Das hätte er gar nicht von ihr geglaubt. Sie war ihm immer wie ein Opferlamm vorgekommen, und das hatte ihn gelangweilt — und mehr als gelangweilt, es war ihm peinlich gewesen.

Von nun an sagten sie sich jeden Abend dasselbe.

„Gute Nacht, ‚hewe, läwe, schwäwe!'" er, und sie: „Gute Nacht, ‚hebe, lebe, schwebe!'" — ganz richtig und wohleingeübt.

Und er ertappte sich einmal bei dem Gefühl, daß er sich auf den Gutenachtgruß der kleinen Weidgans freute.

Sie war wirklich unterthänig wie ein Hündchen und immer unsäglich ehrbußlich und bescheiden und still wie ein Mäuschen. Wenn er abends über seiner Arbeit brütete — er schriftstellerte immer noch in seinen Freistunden — da saß sie ihm gegenüber und wagte kaum zu atmen, und wenn sie einmal aufstehen mußte, schlich sie wie im Zimmer eines Todkranken umher.

„Ist nicht nötig, Friederikchen, so leise zu sein. Was ich da treibe, bekommt ja doch nie im Leben eine Menschenseele zu sehen —" sagte er mißmutig und stützte den Kopf auf und schaute vor sich hin, griesgrämig und freudlos.

Da fühlte er das Händchen seiner Frau auf der Schulter, und sie sagte ganz schüchtern: „Ach nee, das mußt de nich denken, so ein Mensch wie du, der wird schon seinen Lohn bekommen. — Bei all denen hier in Weimar is es sicher auch nich so gleich auf einen Schlag gegangen. — Mach nur weiter!"

Wie freundlich sagte es das gute Geschöpf!

Sie hielt also etwas von ihm.

Das that Lein-Oel wohl.

Ja, sie war doch nicht so dumm, wie es den Anschein hatte, und er wollte sich mehr mit ihr abgeben.

Zumeist waren sie ja auch allein miteinander. Hinunter in die Stadt zu ihren Bekannten und Verwandten kamen sie eben nicht oft.

Er nahm sich vor, jeden Abend etwas Domino mit ihr zu spielen.

Das geschah nun bald ganz regelmäßig. Sie machte ihre Sache gut, wie alles, was sie anfaßte, pflichttreu und aufmerksam.

„Weißt du," sagte sie einmal, „zu Haus ham mer immer gespielt, wie's 'nausgeht!"

„Wie denn?"

„Wenn's zum Beispiel du gewinnst, da kriegt August von Goethe die Schopenhauern oder irgend eine, oder wenn's

'nausgeht, daß ich gewinne, da kriegt er die Pogwischen — und dann wieder geht's darauf 'naus, ob die Frau Rat Tiburtius ein neues Kleid bekommen hat, oder ob die Muskulus ihre Perücke verlieren wird. — Oder wenn eine heirat't — oder ob eine noch ein Kind kriegt — eben solche Sachen. Siehste, wir kennten fragen, ob's 'nausgeht, daß du dem Geheimrat Goethe deine Schreiberei doch noch eimal vorliest — und ob's ihm gefallen dhut — und was for 'ne Stelle er dir verschafft — und ob du bald aus'n Hofamt kommst. Siehste, so!"

Und ohne viel Worte darüber zu machen, wurde der Vorschlag angenommen, und oben auf dem Horn arbeiteten zwei, wenn sie abends bei einander saßen, an ihrem eigenen Schicksal und an dem Schicksal der übrigen Weimaraner, und bauten Luftschlösser über Luftschlösser und erhitzten sich über alles Mögliche, was keineswegs in ihrer Macht lag, und die Kleine war so eifrig dabei, und Lein-Oel vergaß seine Würde und spielte mit seinem Frauchen, als ging es um Tod und Leben.

Manchmal kam es ihm in den Sinn, daß es eine sehr alberne Sache sei, mit der er sich da abgebe, und er unterbrach das Spiel plötzlich und ging im Zimmer auf und nieder. Er hatte aber die Entschuldigung, daß er es zur Unterhaltung seiner kleinen Weidgans thue, daß es gewissermaßen seine Pflicht sei.

* * *

Als Weihnachten wieder einmal ins Land kam, waren sie schon fast drei Jahre verheiratet, und als sein Weib sich das Kapuzchen über den Kopf zog, um mit ihm hinunter zu den Eltern zu gehen und dort den Weihnachtsabend zu feiern, und sie die schmale Treppe miteinander hinabstiegen, da lag mit einemmal seine kleine Weidgans schluchzend ihm an der Brust.

„Na, was ist denn, was fehlt dir denn?" fragte er sehr erstaunt. Er konnte lange fragen, und immer heißer wurde das Schluchzen, aber eine Antwort bekam er nicht. —

„Na also, was denn?" fragte er barsch, um der Sache ein Ende zu machen.

„Ein Kindchen!“ — sagte sie. — „Ach siehste, ein Kindchen, wenn wir ein Kindchen hätten!“

Das klang zitternd unter den heißen Thränen hervor.

Nun sehnt sie sich wieder nach einem Kinde — mein Gott, diese ewigen Geschichten, dachte Lein-Oel und meinte, daß es besser sei, keins zu haben. Er war so vortrefflich versorgt, konnte sich es gar nicht besser wünschen, hatte, weiß Gott, genug Not mit seiner Frau gehabt, daß er es ohne Kinder nun sehr wohl mit ansehen konnte.

Deshalb war auch seine Entgegnung auf ihre Thränen kühl.

„Du lieber Gott, es gibt genug Kinder auf der Welt,“ sagte er ihr. „Du hast für deinen Mann zu sorgen, das ist auch etwas — und schließlich kriegen wir Kinder, mehr als wir wollen. Laß gut sein.“

So ging sie still neben ihm her, und die Thränen liefen ihr über die Wangen, und der Atem zitterte dem kleinen, einsamen Weibe. Als sie aber der Stadt näher kamen, dachte sie: „Herr Jes, sie werden doch nich sehen, daß ich geweint habe!“ und nun hauchte sie eifrig auf ihr Taschentuch, übertupfte sich die Augen und machte sich mit ihren Seitenlöckchen zu thun, und hörte aufmerksam, wie ihr Lein-Oel sagte, daß sie Rat Tiburtsiusens auf die Feiertage zu sich bitten müßten, und was man ihnen vorsetzen könnte.

Lein-Oel sah sein kleines Weib nun lange nicht mehr wieder weinen — und er hütete sich wohl, sie an jenen Abend zu erinnern. Er wollte eine ruhige, vernünftige Frau, aber durchaus nicht eine, die ihm Scenen machte, das fehlte noch.

Aber beim Domino entfuhr es ihm einmal, und er sagte, um ihr einen Gefallen zu thun: „Na, und wenn wir ein Kind hätten, wie würden wir denn das nennen?“

Da sagte sie, weil sie es längst und ganz genau wußte: „Lieschen“ — und die Thränen traten ihr wieder in die Augen, gerade als wären sie von jenem Abend an noch darin — und das waren sie wohl auch.

„Ei du mein Gott,“ sagte er.

„Sei nich bes, Leinel,“ bat sie; „siehste —“

Weiter konnte sie nicht sprechen, sondern ging zur Thüre hinaus, wie eine Katze so leise. Und als sie wieder herein-

kam, da brachte sie Lein-Oels dampfenden Schlummerpunsch auf einem Teller getragen — und Lein-Oel drohte ihr mit dem Finger, da ging ein Zittern durch den Arm, der den Teller hielt. Diesmal aber bemerkte das Lein-Oel nicht.

Mein Gott, so ein Frauenzimmer bringt eben tausenderlei Aerger und Unannehmlichkeiten mit sich, dachte er oftmals, wenn das Dasein seines Weibchens ihn in irgend einer Weise daran erinnerte, daß eine fremde Persönlichkeit neben ihm ihr eigenes Leben hatte. Sie war eigentlich nur bequem, wenn sie ganz in ihm aufging, nur für ihn da war, sich selbst völlig vergaß, da ging es an; sowie sie aber sich mit der eigenen kleinen Person abgab, erschien es Lein-Oel, als lärmte sie doppelt und dreifach. Frühmorgens, wenn er noch schlief und sie sich an ihrem Spiegelchen mit aller Sorgfalt ihr Haar machte und dabei höchst accurat und ernstlich zu Werke ging, das erschien ihm unerträglich — und gar am Abend, wenn die Frisur aufgemacht wurde und die Kämmerei von neuem losging, verlor er alle Geduld.

„Herrgott noch einmal!" brummte er oftmals, halb verschlafen, „hat denn die abscheuliche Kämmerei kein Ende!" — oder: „Jeses, jetzt halt aber Ruh!" — oder: „Heute wird's wohl ewig dauern!" oder: „Willst du mich denn zur Verzweiflung bringen — du?"

Sie hatte von ihrem hübschen, blonden Haar tausend Aerger und Aengste.

Das Spiegelchen hing nun einmal im Schlafzimmer und gehörte ins Schlafzimmer.

Die Haare im Wohnzimmer zu kämmen oder wohl am Ende in der Küche, das wäre ihr der Inbegriff von Unreinlichkeit und wüster Wirtschaft gewesen.

Eines schönen Morgens hatte ihr Lein-Oel wieder gehörig gebrummt, und sie hatte gesagt: „Weißte, da schneid' ich sie mer äben einfach weck!"

„Meinetwegen," hatte er verschlafen aus dem großen Bett herausgegrunzt.

* * *

Als an diesem Tage Lein-Oel heimkam, trug ihm ein Kahlköpfchen, ein ganz kurzgeschorenes Geschöpf, die Suppe auf den Tisch.

Das war, als wenn der Blitz eingeschlagen hätte — „Herrgott in deine Hände! — der Kopf! — der Kopf! — der Kopf!“ schrie Lionel Egidi auf. „Bist du verrückt!“ Und er fuhr sich mit beiden Händen nach dem eigenen Kopf. Er stand wie erstarrt. „Pfui — pfui — pfui!“ schrie er wieder außer sich, „was hast du denn gethan?“

„Aber ich hab dich doch gefragt,“ antwortete sie ganz verängstigt, „du hast doch ‚meinetwegen‘ gesagt.“

„Wahnsinn!“

„Nein, du hast's doch gesagt.“

„Bewahre!“ donnerte er sie an.

„Heut morgen doch, als ich dich frug.“

„Ja, wie konnte ich denn denken, daß du so ein Narr wärst, so ein alberner! Geh — geh — mach fort — ich kann dich nicht ansehen! — Auch das noch! Das fehlte noch gerade!“

Er deckte die Augen mit beiden Händen zu, um sie nicht ansehen zu müssen, aß nicht und war ganz außer sich. Sie hingegen löffelte bedrückt und unterthänig ihre Suppe. Sie war so daran gewöhnt, gescholten zu werden, daß es sich bei ihr ganz gut mit einer Nebenbeschäftigung vertrug.

Sie hatte gemeint, er würde es gar nicht bemerken, daß sie geschoren war — vielleicht erst am Abend, wenn die Kämmerei ausfiel.

Ihr hatte es leid gethan, sich das Haar abzuschneiden, aber das Zanken wegen ihres Frisierens und die Angst immer, das hatte sie nicht mehr gewollt — und wenn es ihm so widerwärtig war, weshalb sollte sie denn ihr Haar behalten, für wen denn und weshalb denn? — Es war nun einmal alles, wie es war. Und sie hatte so allerlei dumpf und bang gefühlt, als wenn es mit ihr aus wäre, ganz aus — das bißchen Kochen und Flicken und Säubern, dazu brauchte sie ihr Haar nicht — das ging auch so.

Und er hatte ja doch „meinetwegen“ gesagt, als sie fragte, ganz so, wie sie es sich gedacht hatte.

Und nun — was war denn nun? — Jetzt saß er da und aß nicht und behandelte seine Frau wie eine Verbrecherin.

„Glaubst du denn,“ donnerte er wieder los, „daß ich dich so geheiratet hätte — so —? Doch eine Frau will man wenigstens haben — keinen Hanswurscht. — Kein

ſolches entre-deux — Pfui — pfui — pfui! — geh mir aus den Augen! — Weshalb glaubſt du denn, daß ich dich überhaupt geheiratet habe?" fragte er wütend und machte ſo ein Geſicht, als wollte er auf dieſe Frage eine Antwort von ihr haben.

„Das weiß ich nicht," ſagte ſie ganz verängſtigt und ſah ihn mit großen Augen an und hielt den gefüllten Löffel zwiſchen Teller und Lippen.

„Ohne deine Haare ganz gewiß nicht — daß du es weißt, du dumme Gans!"

„Du haſt mir aber doch nie geſagt, daß du die Haare gern hatteſt," ſagte ſie kleinlaut.

„Weil das ſelbſtverſtändlich iſt — die Sachen liebt man doch!" rief er ganz deſperat.

„So," ſagte ſie und ſah ihn verwundert mit ihren armen Augen an.

Er konnte keinen Biſſen von allen guten Dingen, die weiter kamen, anrühren, und immer von neuem brach der Aerger bei ihm los.

„Dir laufen nun die Gaſſenjungen nach — du — du —! Und von mir werden die Leute ſagen, daß ich vollends verrückt bin, daß ich dir, Gott weiß weshalb, die Haare heruntergeſchnitten habe — denn daß ein Weib das ſelbſt gethan, werden ſie nun und nimmermehr glauben."

So ging es fort. Er war unermüdlich — und es mochte ihm ſchon nahegegangen ſein.

„Siehſte du," ſagte er, „wenn du dein Haar ſo um die Stirn hatteſt — ſo loſe — wenn du in deinen Kiſſen lagſt, da ſahſt du wie eine ‚Lapine', wie eine Karnickelin aus — und da gefielſt du mir immer ſo." Und wie er das ſagte, wurde er ganz weich.

Sein kleines Weib wußte gar nicht, was ſie von ihm halten ſollte, ſie war ſo erſtaunt, wie noch nie bevor.

„Hätteſt du mir nur geſagt, daß du die Haare magſt, da hätte ich ſie aber gewiß nich runter gemacht. Siehſte, mir hat's auch leid gethan." — und nun war die Reihe des Thränenvergießens an ihr; aber ſie weinte aus den verſchiedenſten Gründen. Es kam ihr alles ſo unverſtändlich vor — und ihr Mann that ihr ſo leid. Es war nicht, wie es ſein ſollte mit ihm, das fühlte ſie ſehr wohl. Er ſteckte

zu viel oben auf dem Horn, es war ihr ganz, als hätte man ihn unten in Weimar vergessen, und vor seiner Heirat war er doch Hans in allen Gassen gewesen. Mit der Anstellung, die doch schon einmal so gut wie gewiß war, verlautete auch gar nichts. Und seine Schreiberei, damit fleckte es auch nicht — und was er fertig hatte, das brachte er nicht an — that auch nichts damit, schloß die Sachen in sein Schreibpultchen, und damit war's gut.

Und das mit dem „Lein-Oel" war ihr auch ganz schrecklich — und gar, daß sie es aufgebracht hatte.

Ihr Mann hatte es ihr ja gesagt, von da an, mit dem „Lein-Oel" war sein böser Stern aufgegangen.

Sie wußte es, daß sie in Weimar fast vergessen hatten, daß auf dem Horn nicht „Lein-Oels", sondern Egidis wohnten. Und ihr selbst war es oft so traurig zu Mute — als wäre alles aus, als hätte überhaupt noch nie etwas für sie angefangen.

Das und noch manches war wohl Grund genug, um ordentlich ins Weinen zu kommen. So steckten die beiden recht trübselig oben in ihrem Sommerhaus.

Es fehlte ihnen an einem frischen Wind, der die Lebensgeister angefacht hätte. Bei ihnen glomm und qualmte es dumpf hin und konnte nicht ins Brennen kommen. Und so ging es weiter, der frische Wind blieb aus. Es kam keine Klarheit, und sie waren dabei, in ihrer Dumpfheit zu ersticken, wie schon tausend und aber tausend Ehepärchen.

* * *

Das Haar der kleinen Weidgans hatte sich wieder ans Wachsen gemacht und wunderlicherweise die Idee gefaßt, sich diesmal zu kräuseln. Es stand ihr wie ein Heiligenschein, wenn sie in die Sonne trat, ums Köpfchen. Und durch dieses merkwürdige Naturspiel kam es Lein-Oels Schwiegermutter ins Gedächtnis, daß Friederikchen als kleines Mädchen auch Ringellöckchen gehabt hatte, die aber ihre Mutter, die einen Zottelkopf nicht liebte, ihr sozusagen totgebürstet, totgekämmt und geklebt hatte. Und jetzt sollte diese Operation auch wieder vorgenommen werden — aber Lein-Oel erklärte rundweg: „Die Löckchen, die bleiben." Und sie blieben, so

wenig sie auch zu seiner ehrbußlichen Hausfrau zu passen schienen.

Zu dieser Zeit ungefähr war Lein-Oel mit einem Schauspieler bekannt geworden, mit dem er sich hin und wider unten im Elefanten traf und den er abends auch einmal und dann öfter mit hinauf aufs Horn brachte.

Friederikchen war dieser Verkehr sehr recht, denn es schien ihr, als lebte ihr Mann ordentlich auf, wenn er daheim Gesellschaft hatte. Der Schauspieler war ein lebhafter Mensch, kannte alle Welt, wußte tausenderlei zu erzählen, war immer obenauf, und der kleinen Weidgans machte es den größten Spaß, den beiden Männern zuzuhören, wenn sie beim Abendessen miteinander plauderten.

So lustig wie an diesen Abenden ist noch nie, solange Egidis oben wohnten, im Sommerhaus gelacht worden.

Der Gast war erst sei kurzem in Weimar, aber gut gelitten. Frau von Goethe schreibt von ihm zur Zeit, als sie schon Frau von Goethe und nicht mehr Mamselle Vulpius war: „Der ‚Liebing' spillt heit awend."

Einen Liebing gab es aber niemals in Weimar, Frau von Goethes „Liebing" hat sich ganz anders geschrieben; aber weil sie ihn so genannt hat, wollen wir bei Liebing bleiben, da man mit Namennennung vorsichtig sein muß und ich mir dies gleich anfangs vorgenommen habe. Liebing war ein beweglicher Mensch mit feinen Gliedern, einem schmalen Kopf, nah aneinander stehenden dunkeln Augen, großem, gescheitem Mund. Er hatte von allem, was einen Schauspieler interessant macht, eine ganz hübsche Portion, war auch, so viel davon nötig sein mag, blasiert, verstand zu prahlen, außerordentlich vornehm und angenehm zu affektieren, war enfant terrible und enfant gâté aller Welt, verstand es auch, sich auf den Stühlen zu räkeln, die Frauen zu ignorieren auf eine Weise, die ihn doppelt interessant erscheinen ließ, und wenn es ihm paßte, dann war er wie ein Narr hinter irgend einem weiblichen Wesen her, rutschte auf den Knieen vor ihm, hörte und sah nichts weiter als eben das eine Frauenzimmer, und that alles, wie die Laune es ihm eingab.

Man erzählte sich, daß er eine junge Dame aus den höchsten Kreisen in Weimar, nach einer Gesellschaft bei Ex-

cellenz Goethe, vor aller Augen, wie ein Verzückter, die Treppen hinabgetragen habe, und daß er dann die Kniee vor ihr gebeugt und sie angebetet habe mit erhobenen Händen. Es war eben seine Art, sich so anzustellen, und er that, was er that, ohne sich um jemand zu kümmern, immer, als wäre er ganz allein da, und das imponierte den Leuten, und ganz besonders den Weibern.

Die Backfische schnitten seinen Namen aus den Theaterzetteln und legten ihn sich aufs Butterbrot, verzehrten ihn so und waren dadurch beseligt und gleichsam mit dem Herrlichen verbunden.

Die heutigen weimarischen Backfische haben diese schöne Sitte beibehalten. Es ist gewissermaßen ihr Privilegium geworden, geliebte Namen aus dem Zettel zu schneiden und auf dem Butterbrot zu verspeisen. Aber damals mit Liebing begann es, damals war es originell, der unmittelbare Ausdruck gewaltigen Empfindens.

Es ist auch möglich, daß es in Frau von Goethes Brief „Liebling" statt „Liebing" heißen sollte — Gott weiß, was die Weiber in der sentimentalen Zeit, Anfang unsres Jahrhunderts, ihrem Abgott für Liebesbezeichnungen gaben.

Also Liebing erging es in Weimar vortrefflich und er war obenauf, wie nur ein Mensch obenauf sein kann.

Er war so glücklich, wirklich eine Ausnahmsstellung in der Gesellschaft einzunehmen und thun zu können, was ihm behagte.

„Kleinigkeit, Ihre Sachen Excellenz zu übergeben," versicherte er Lionel einmal übers andre und bat ihn dann, etwas davon vorzulesen — denn die Katze im Sack nehmen, das wollte er nicht.

So war Liebing aufs Horn gekommen; und es behagte ihm dort. Wie ein junger Gott kam er sich da oben vor. Er hatte das Gefühl, in das alte Sommerhaus Glück und Segen zu bringen.

Lein-Oel las ihm mit der Erregung, die ein unbeachteter Mensch fühlt, der endlich einmal hervortritt, einiges aus seinen Arbeiten vor, und es war ihm, als geschähe damit etwas Entscheidendes.

Und Liebing lobte, spielte den Meister und den alles Vermögenden — und ließ sich vortrefflich bewirten — und

verſprach Lein-Oel goldene Berge, und nebenbei gefiel ihm Lein-Oels Frau, die kleine Weidgans, gar nicht übel.

Wenn ſie ſo daſaß und andächtig zuhörte, wie die beiden Männer miteinander ſprachen, und wenn Liebing Lein-Oels Sachen lobte, da ſtrahlte ihr Geſicht und ihre Augen ruhten mit einem dankbaren, bewundernden Ausdruck auf Liebing. Jetzt war ihr Lein-Oel doch glücklich! — Jetzt war es beſſer für ihn — und was alles kommen würde für ihren armen guten Mann. Glück und Ehre in Hülle und Fülle — und all dieſe über ihnen ſchwebenden Glücksgüter, die ſich nur noch nicht völlig zu ihnen niedergelaſſen hatten, die waren durch Liebing gekommen, der hatte alles, alles gebracht — der edle, gute Mann.

Und Lein-Oel war auch viel freundlicher mit ihr, der kleinen Weidgans, vergaß, ſie bei manchen Dingen zu ſchelten, und ſie ging leer aus, wenn ſie ſchon ganz gefaßt war, daß es etwas geben würde.

Lein-Oel hatte mancherlei Dinge geſchrieben, ganz beſonders hatte er an Fabeln und Gleichniſſen ſeine Freude, und es war ihm da allerlei beigefallen.

So war er zu einer Fabel gekommen, die hieß: „Der Wortpelzverluſt.“

Und in dieſer Fabel ſtand unter anderm folgendes: Sie hatten ihre Wortpelze verloren, die ſchwammigen Wortpelze, mit denen ſie ein Gedankennichts ſo gut aufzubauſchen verſtanden, mit denen ſie einen Gedankenkrüppel hübſch ſäuberlich auswattieren konnten, und ſtanden nun nackt und kahl in aller Elendigkeit da und wußten nicht, was ſie thun ſollten, ſchämten ſich und froren, keiner erkannte den andern in ſeiner Nacktheit, und ſie wollten einander auch nicht erkennen, das war ihnen viel zu deſpektierlich. Und ſo gingen ſie ſtumm und dumm und ſehnten ſich nach ihren alten bequemen Pelzen, die ein Teufel, der ſeinen Spaß daran haben mochte, ihnen weggenommen hatte.

Sie waren ganz zu nichts geworden, erbärmliche, elende Kreaturen.

Es fiel ihnen auch wirklich ſehr ſchwer, ſich ſelbſt und ihre Brüder zu erkennen, und ſie ſahen ſich ſcheu nach all der Würde und Herrlichkeit um, die ſie einſt umkleidet hatte, als ſie alle ihren herrlichen Wortpelz noch hatten, ſchauten

sich um nach der Würde des Menschentums, nach aller Weisheit und Erhabenheit, und fanden nichts mehr und konnten nicht begreifen, wo alles geblieben sei.

Hochweise Herren, die immer sonst das große Wort führten, waren jetzt zu fadendünnen, jammervollen Bürschchen geworden, die ein Lufthauch zu Dutzenden umblasen konnte. Sie hatten doch früher allen gewaltig imponiert.

Sie standen umher, so nackt und bloß, und wunderten sich, daß unter ihnen hier und da etliche, sehr wenige Leute, die der Verlust der Wortpelze nicht mitbetroffen hatte, wohl und schön eingewickelt wie sonst gingen, als man noch ihre Einfachheit unter all den wundervollen Pelzröcken nicht geachtet hatte.

Jetzt aber waren sie beneidet und angestaunt, und die armseligen Nackfrösche hätten ihnen die einfachen schönen Röcke am liebsten vom Leibe gerissen, um sich selbst damit zu bedecken, wenn das angegangen wäre.

„Wer mögen diese Leute sein? Weshalb sind sie verschont geblieben? Weshalb hat der schimpfliche Verlust sie nicht auch betroffen?“ das riefen alle.

Das kann und will ich sagen: Es sind die Leute, die nicht mit Worten dachten, die sich nicht von Worten blenden ließen, die sich nicht mit Worten zufrieden gaben.

Es sind die Leute, die das Elend, die jämmerliche Verlogenheit an jedem, auch dem herrlichsten Worte kleben sahen, die mit vornehmem Widerstreben diese abgegriffenen, schmutzigen Münzen gebrauchten, um Dinge, die weit über diesen armen Worten liegen, mühselig, herabgewürdigt und ewig ungenügend den Menschen zu offenbaren.

Es sind die Leute, die über der stumpfsinnigen Gewohnheit stehen, die den Zauber der ersten Anschauung in die Worte legen und so das Uebersehene, Allzugewöhnte neu vor Augen stellen.

Nur solche Leute, die nicht nur an Worten hingen, die sich den hergebrachten Redensarten nicht fügten und weit über diese hinaus fühlten und dachten, standen bei dem großen Wortpelzverlust nicht kahl und nackt und armselig da. Er hatte ihnen gar nichts anhaben können. — Aber ihrer waren wenige.

* * *

Solcherlei Dinge schrieb Lein-Oel, und als er so ein ganzes Päckchen nach und nach Liebing vorgelesen hatte, legte dieser auf dieses Häuflein den Wortpelzverlust, schob alles in seine Tasche, um es Excellenz Goethe wirklich zu überreichen.

Es waren schöne Abende oben auf dem Horn im alten Sommerhaus gewesen, als die drei Menschen, Lein-Oel, Liebing und ein junges, liebreizendes Weib, da miteinander saßen. Drei Menschen? Lein-Oel, Liebing und die kleine Weidgans, Lein-Oels Frau doch? — aber kein liebreizendes, junges Weib, denkt der Leser und meint, er wäre unversehens in eine andre Geschichte geraten. Es ist ganz richtig: Lein-Oel, Liebing und die kleine Weidgans saßen da miteinander — aber um die Stirn der kleinen Frau hatten sich die abgeschnittenen Haare in Löckchen gekräuselt — und sie schaute mit so großen, dankbaren, wunderlichen Augen auf Liebing, mit so strahlenden Augen, so glückseligen Augen, daß Lein-Oel die kleine Weidgans selbst nicht mehr erkannte.

Ueber ihr braves Gesichtchen hatte das Glück seinen Zauber gebreitet; wenn es auch nur ein Funke wahren Glückes ist, es ist immer göttlich, steht siegreich über jedem andern Ausdruck, wäscht die Gesichter rein von aller kleinbürgerlichen Ehrbarkeit, aller Zimperlichkeit, aller Verzerrung, das Glück spült das alles hinweg.

* * *

An einem Abend, als Liebing spät gegangen war — die Fenster standen offen, das Licht flackerte, die weiche Herbstluft drang ein — ging Lein-Oel im Zimmer auf und nieder und simulierte und baute an neuen Luftschlössern — und das kleine Weib blickte wie gedankenverloren in die bewegte Flamme, — da, mit einemmal flog es Lein-Oel wie ein weicher, großer Vogel an die Brust — und Friederikchen hing mit ausgebreiteten Armen an ihm. „Ach du — er ist so gut!“ flüsterte sie und schaute ihren Mann mit großen, strahlenden Augen an.

„Bist du verrückt?“

Aber sie achtete nicht auf das, was er sagte, und ver-

barg ihr Geſicht an ſeinem Herzen. — „Wie wir ihm danken müſſen! — Wie gut, daß er gekommen iſt!“ flüſterte ſie unter Thränen.

„Ach Leinel, es is ſo ſcheen jetzt bei uns — lieber — lieber Leinel, ſei nun auch manchmal gut mit mir!“ Das ſagte ſie ſo demütig ſüß.

Wie ihm das zu Herzen ging! Er ſchämte ſich. Hatte er ſie denn bis jetzt ein allereinziges Mal glücklich geſehen?

Immer unterwürfig, immer geduckt, immer pflichttreu wie eine kleine Maſchine — und nun mit einemmal dieſe Seligkeit. An ſeinem Hals hing ein ihm ganz fremdes, ſüßes Geſchöpf — ein Weib in wunderlicher, zärtlicher Verwirrung — das wie im Traum ſprach, ganz unſchuldig; und dieſes wonnige Haar — wie ein goldener Schein — und dieſes Anſchmiegen! die zärtlichen, jungen Glieder! — Wie es ihn durchſchauerte. — War das ſein Weib, ſein langweiliges, ehrbußliches Weib, die dumme, kleine Weidgans?

Und was ſie ſprach! So voller Vertrauen zu ihm — und voll heißer, ſinnverwirrender Liebe zu einem andern.

Wie gelähmt war er — ganz ſtarr — rohhart, würden die Weimaraner ſagen. War's ihm doch, als müßte er ſie von ſich ſchleudern wie eine giftige Schlange; — aber er konnte kein Glied rühren — er konnte nicht ſprechen — nicht denken — nicht wollen. Er hielt ſie, als wäre nichts geſchehen — nichts geſprochen, als wäre er vor Schreck über das Außergewöhnliche verſteinert.

Und die kleine Weidgans ſchmiegte ſich in ſeligem Vertrauen weiter an ihn und hing in aller Unſchuld ihrer aufſtrebenden Liebe nach, wie an der Bruſt eines guten Vaters.

Lein-Oel machte ſich endlich ſchwer atmend von ihr los, ſtumm und dumm. Vor der Unſchuld ſeines Weibes blieb ihm der Verſtand ſtehen.

Alles war wie ein Zauber vor ſich gegangen — war es vor ſich gegangen oder nicht vor ſich gegangen? War er verrückt oder nicht verrückt? — Hatte ſie etwas geſagt oder hatte ſie nichts geſagt? — Er wußte es nicht, war plötzlich wie mitten in einem Nervenfieber angelangt.

Und wie er ſcheu und wie aus den Wolken gefallen

nach ihr hinblickte, lag auf dem jungen Weibe ein Sonnenglanz von traumhaftem Glück, wie er ihn nie in seinem Leben auf irgend einem Menschenantlitz gesehen hatte. Wie ein Engel in seiner unschuldigen Herrlichkeit sah sie aus.

Ihm waren die Hände gebunden, er hätte nicht plump in dieses Strahlen etwas werfen können, nicht seine Wut, nicht seine Verachtung, nicht seine Eifersucht, nicht sein Mißtrauen.

Stumm wie ein Fisch blieb er.

Und in seinem innersten Herzen stieg es ihm auf, daß seine Gleichgültigkeit, seine Lehrhaftigkeit, seine Mißachtung, seine schlechte Behandlung, seine Hoffärtigkeit — wie ein Stein schwer auf der armen, kleinen Weidgans gelegen, daß er sie wirklich wie eine Gans achtlos in einen dunkeln Stall gesperrt und gar nicht bemerkt hatte, was für ein schöner, lustiger Vogel sie war — ein Vogel, der in der Sonne leben wollte.

Und das stimmte ihn nachsichtig und bedrückte ihn und ließ seinen ehelichen, richterlichen Zorn nicht zum Ausbruche kommen.

Die kleine Weidgans ging ungestört und unschuldig wie ein Engel schlafen.

Und als Liebing eines schönen Abends wiederkam, strahlte sie ihn in aller Harmlosigkeit wie ihr Götterbild an, und auch Liebings Gefallen an der schmachtenden, allerliebsten Frau stieg von Abend zu Abend — und er fühlte schon eine Art Raptus über sich kommen, und wußte, daß er wie ein Narr hinter der kleinen Weidgans herlaufen würde.

Liebing war wirklich ohne alle Komödie ein sehr verliebter Kater. Alle Nasenlang hatte er eine unsinnige Glückseligkeit oder Verzweiflung durchzumachen — und wäre er nicht enfant terrible und enfant gâté von aller Welt gewesen, so möchte ich wissen, was die Weimaraner über den Lebenswandel ihres Liebing gesagt hätten; so aber drückten sie ein Auge über das andre zu und ließen sich durch nichts in ihrer Vergötterung stören.

* * *

Aber ganz wie Liebing es befürchtet hatte, traf es ein. Er wurde wieder einmal Narr, vernachlässigte alle und jede und lief der kleinen Weidgans nach auf Schritt und Tritt, wo er nur hoffen durfte, ihr zu begegnen. Oben auf dem Horn strich er umher im Dunkeln. — Und da war es auch einmal, daß er über die Mauer in Lein-Oels Garten stieg, aus verrückter Laune — und daß er zufällig das kleine hübsche Weib im Garten traf, das da im Dunkeln schwärmerisch und wie ein schwermütiges Kätzchen promenierte.

Und dieses Zusammentreffen mochte wie ein zündender Blitzstrahl gewirkt haben, der auch, wo er niederfährt, alle Vernunft und Ueberlegung verscheucht.

Liebing hatte wie ein Wirbelsturm das kleine, thörichte Geschöpf gefaßt und geküßt — geküßt! — Ja, mein Gott, geküßt, daß der Kleinen die Sinne schwanden! — Was war das für eine Liebe! — Da vergaß man alles — alles miteinander dabei, und es war Liebing, der herrliche Liebing! Das hatte gar keine Aehnlichkeit mit Lein-Oels bedächtigen, ehrbaren Küssen, die er ihr hin und wieder in aller Gemütlichkeit gegeben hatte, weil es so sein mußte und sein sollte und in der Ordnung war. Aber das, was jetzt über sie hereinstürmte, das war das leibhaftige Feuer, die leibhaftige Seligkeit!

Ihr schien es, als wäre ein Gott zu ihr herniedergestiegen.

Sie fühlte keine Reue, sie hatte keine Gedanken, sie war ein Blatt, vom wilden Sturm der Liebe erfaßt und geschüttelt.

Daß es so etwas auf Erden gab! — Das Herz jauchzte ihr! Jetzt war sie erst geboren, das war erst Leben, alles andre dumpfer Qualm, erstickender Qualm!

Und als Liebing von ihr gestürzt war, stand sie wie eine Bildsäule starr — und lief mit einemmal wie gehetzt dem Hause zu, die Treppe hinauf und stürzte vor ihren Mann hin, der an seinem Arbeitstisch saß und schrieb, und preßte ihr Gesicht an ihn und schluchzte wild und heiß wie ein erschüttertes Kind.

Und er fragte — und sie antwortete — so schwül, so bang — so treu und ehrlich — so unschuldig — so sinnlos.

Und er konnte sie nicht schlagen und nicht treten, und auch nicht von sich stoßen. Er war überwältigt von etwas Unbegreiflichem.

Es lag etwas Unwiderstehliches in dem umgewandelten kleinen Weibe und solch unerhörte Offenheit — Rückhaltlosigkeit und Liebesunschuld.

Es war ein Stück Natur, das sprechen konnte — gar nichts weiter.

Er starrte darauf hin und hörte, was es sprach, und da war keine Lüge, keine Verstellung. Es war eine Quelle, die er niedergehalten, und die nun wild und unwiderstehlich ihm entgegen und über ihn her sprudelte.

Was war da zu wüten und zu zürnen — es war so, wie es war.

Er fühlte aber einen unsinnigen Schmerz, als wäre er verwundet.

Daß seine Weibgans ihm solche Qual bereiten konnte! Darüber hätte er fast lachen können. Aber das war ja die Weibgans nicht mehr!

„Ah siehste, daß ich dir das duh!" schluchzte das kleine Weib und sah ihn so gut und treu und unterwürfig an, so hilflos und um Erbarmen bittend.

Und er that ihr so leid — das rief sie ein über das andre Mal.

„Ach, du duhst mir so leid!"

Und hatte er zuerst nicht gezürnt und gewütet — jetzt ging es nicht mehr — jetzt war er darin im Strom, jetzt war er mit fortgerissen. Er wurde gut, übermenschlich gut, ohne zu wissen, wie es eigentlich gekommen. Nie hatte er früher etwas dergleichen in sich gespürt — und nun mit einemmal.

Wie ein Dämon verlangte das Weibchen Uebermenschliches von ihm, und wie verhext, wie geblendet that er alles, was das kleine Ungeheuer von ihm wollte.

Eine nützliche Gans hatte er zu sich hereingelassen, ein unbedeutendes mißachtetes Weib, von dem er nichts wollte, als daß es gut kochen sollte, daß es ihm diente und aufging in Arbeit und Sparsamkeit, Demut und Hingebung.

Aus diesem gutmütigen Nutztier war aber ein Geschöpf geworden wie eine Sphinx, ein rätselhaftes Tier, das ihn

beherrſchte, unter deſſen Zauber er geraten war, das ihm das Herz zerriß.

Die kleine Weidgans ahnte in ihrem Taumel nicht, was für ein unerhörter Zuſtand zwiſchen ihr und ihrem Manne beſtand. Sie fühlte ſich ſo ſicher bei ihm — er war ſo gut!

Und Lein-Oel hatte das ſonderbare Schickſal, den Liebesrauſch ſeines Weibes und alle Begegnungen und alles, was zwiſchen den Liebenden ſich zutrug, gewiſſermaßen mitzuerleben. Ihr Vertrauen und ihre demütige, rückhaltloſe Offenheit kannte keine Grenzen.

* * *

Als der November herankam und die langen Abende, da wurde das kleine Weib von tiefer Sehnſucht gepackt. Es lag wie eine Schwermut über ihr — und ſie war haltlos wie ein Schilfhalm im Winde. Und was ſie wollte und was ſie dachte, das lag ſo offenbar. Sie war wie durchſichtig — den blonden Kopf mit den windigen Löckchen legte ſie müde auf die Arme, wenn ſie am Tiſche ſaß, an dem ſie ſonſt ſo eifrig geſtopft und geflickt hatte — und dabei liefen ihr die Thränen über die Wangen. Und wenn ſie gar nicht mehr ein und aus wußte, lehnte ſie ſich ihrem Mann in die Arme wie ein krankes Kind.

Und als wäre es ganz natürlich, und als hätten tauſend Ehemänner vor ihm ſchon ſo gehandelt, nahm er den Arm ſeines Weibchens in den ſeinen, half ihr das Kapuzchen aufſetzen und führte ſie hinunter nach Weimar, um Liebing zu begegnen. Er wußte gar nicht mehr, was er machen ſollte, that alles, wie von einem dunkeln Geiſt getrieben.

Er hatte den Anfang verſäumt, er hätte ſie am Anfang ſchlagen ſollen, er hätte ſie treten und von ſich ſchleudern ſollen, da hätte die Sache ein andres Geſicht bekommen — aber nun — nun mit einemmal — nun war's verſpielt.

So gingen ſie miteinander den dunkeln Weg nach Weimar hinab, ſie zitternd an ihn gelehnt, ſcheu und vertrauensvoll zugleich. Es war der 10. November, der Martinstag. Die Straßen waren hie und da mit einer Oellampe erhellt, die an einer Kette hing, die quer über die Straße lief;

aber auf dem Marktplatz, da ſtanden die erleuchteten Buden, da war ein ganz ungewohntes Leben. Ganz Weimar lief zwiſchen der einen langen Budenreihe hin und her und kaufte Pfefferreiter, weiße und braune, und Pfefferkuchen mit Sprüchen, Pfefferkuchen mit Mandeln, und bei den Hökerweibern, die ihre Ware mit einem Laternchen beleuchtet hatten, Aepfel und Nüſſe. Alle Fenſter rings um den Markt her waren hell erleuchtet, denn überall wurde heute die Martinsgans gegeſſen.

Die Kinder brieten, ſowie ſie mit ihren Schätzen daheim angelangt waren, ihre Aepfel in der Ofenröhre. Aus Apothekers Haus kamen ganze Ströme von Duft heraus nach Bratäpfeln und auch nach Martinsgans; da war heute die ganze Geſellſchaft verſammelt, die Ratsmädchen mit ihrer Sippe und Müllerſch, und bei Tiburtſiuſens ging's auch hoch her, das ſah man an der ſtrahlenden Beleuchtung.

Zu denen, die auf dem Markte wohnten, kamen heute eben alle aus allen Ecken und Enden von Weimar angelaufen, um den Martinsmarkt vom Fenſter aus zu beobachten.

Dort konnte man wirklich auch alles ſehen, was nur in Weimar zu ſehen war, und man begegnete aller Welt.

Auch Goethe ſah ſich das bunte Treiben zwiſchen der hellen Budenſtraße gern an.

Lein-Oel und ſein kleines Weib begegneten heute aber Frau von Goethe, die lebhaft umherlief und Einkäufe machte, und mit ihren großen, ſchwarzen Augen ſich alles genau betrachtete und um alles gehörig feilſchte, wie es eine gute weimariſche Hausfrau zu jeder Zeit redlich gethan hat.

Die Goethe ſprach mit unſern beiden, war ganz beladen mit Pfefferkuchen und Pfefferreitern, erzählte, daß ſie gewaltig eilen müſſe, um zur Gans rechtzeitig daheim zu ſein, und daß ſie dazu Hagebutten mit Roſinen gäbe, alles halb und halb, das Leibkompott ihres Geheimrats.

Aber wen Lein-Oels auch begegnet haben mochten, Liebing blieb aus, und ſie waren nun ſchon in der Budenſtraße oft genug auf und nieder gegangen.

Aber schließlich sahen sie ihn doch — und da war er auch schon neben ihnen und allerbester Laune und kaufte Pfefferreiter, und die kleine Weidgans wachte auf wie aus einem tiefen Schlafe und lebte wieder auf und sah aus wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaum — und schließlich ging Liebing mit beiden hinauf zu Tiburtsiusens. Das war ein wundervoller Abend für die kleine Weidgans.

Denn Frau Rat Tiburtsius hatte mit allen Gästen, die sich oben bei ihr angesammelt hatten, einen Streifzug hinunter auf den Markt unternommen, und da ging es immer wie im Märchen „Schwan, kleb an", sie brachten einen ganzen Schwanz mit hinauf.

Beim Nachhausegehen hing sie sich glücklich und schläfrig in den Arm ihres Mannes ein, und er hatte an ihr schwer zu schleppen, denn er dachte, daß die Sache ein Ende nehmen müsse und was er eigentlich mit dem unsinnigen Geschöpf beginnen solle, und er wußte wieder nicht ein und nicht aus.

So ging es noch eine Weile fort.

Eines schönen Abends kam ihm seine Weidgans gar nicht mehr nach Hause. Es war stockfinster, und er wartete wie ein Narr. Sie hatte ihn verlassen.

So mußte es kommen.

Das dachte er, so weit man es denken nennen kann — denn er saß da und starrte vor sich hin und fuhr sich mit den Händen ins Haar.

Was hatte er nun?

Ein leeres Haus — Unbehagen in allen Ecken — Spott und Hohn, denn wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen; und was das Schlimmste war, einen ungeheuren Schmerz, eine große Leere, es war ihm, als wäre ein Leben ohne die kleine Weidgans ihm unmöglich. Sie fehlte ihm in allen Ecken. Ihre blonden Locken, ihre flinken Schritte — das ganze Persönchen, ihr Hantieren um ihn her und ihre Stimme — ach, auch ihr weimarisches Sprachschimpfieren, was ihm so qualvoll gewesen, jetzt, in der Erinnerung, klang es ihm wie Musik. Und manchmal war es ihm, als führe ihm das lebendige Feuer durch den Körper, wenn er an Liebing dachte, und wie sie nun miteinander auf und davon gegangen.

Was für ein Esel war er gewesen!

Aber nein — nein, tausendmal nein, seine kleine Weibsgans wie ein Kerkermeister zwingen, das hätte er nie gekonnt — nie. Was hätte er dann gehabt? Ein verzweifeltes, weinendes, übel gelauntes Weibsbild, eine Trauerweide, ein Hauskreuz.

„Um Gotteswillen!"

Ja, wenn sie angeflogen gekommen wäre, die dumme kleine Gans — aus freiem Willen — mein Gott — das wäre etwas gewesen.

Nichts als Kreuz und Aerger hatte er von dem Geschöpf gehabt, dachte er nun wieder wütend weiter. Erst haben sie es ihm aufgehalst — dann hat es nichts als Widerwärtigkeiten gegeben — und die miserable Sprache und die ganze Spießbürgerlichkeit und Langweiligkeit — und auf einmal die Umwandlung — und da, wie sie ihm recht gewesen, läuft sie ihm davon.

Lein-Oel ging im Zimmer auf und ab und hatte das Gefühl, als preßte ihm jemand den Hals zu, daß ihm die Thränen in die Augen kamen. Das Leben lag so öde vor ihm. Er kam sich wie ein alter, abgedankter, beschimpfter Mensch vor — und um etwas zu thun, zog er die Fächer von der Kommode seines ungetreuen Weibes auf und wollte ihre Wäsche in ein Bündel packen, um ihr alles nachzuschicken. Wie lag da alles so sauber und wohlgeordnet und duftete nach Lavendel. Das Licht, das ihm zu seiner Arbeit leuchtete, hatte einen großen Räuber, brannte trüb und qualmte.

Mit einem Mal hielt er inne. Es war ihm ganz, als wenn er Schritte gehört hätte, leichte, fliegende Schritte; und ehe er nur in seinem schwerfälligen Kummer zur Besinnung kam, stand sein kleines Weib schon auf der Schwelle mit dick verweintem Gesicht — und weder er, noch sie redeten eine Silbe.

Das erste, was sie that, war, daß sie die Lichtputzschere nahm und die Flamme schneuzte und den Räuber in der Lichtputze totdrückte.

„Was machst du denn da?" fragte sie.

„Deine Sachen wollt' ich dir nachschicken!" antwortete er trocken.

Da fing ſie an zu ſchluchzen und ſtrich mit der Hand über ſeinen Aermel.

„Ach Leinel, ſiehſte, ſiehſte," begann ſie und kam nicht weiter.

„Die Geſchichte muß einmal ein Ende nehmen!" ſagte er hart. „Weshalb biſt du denn noch einmal hergekommen? — Was glaubſt du denn? Für was für einen Eſel hältſt du mich denn eigentlich?"

„Ach, für keinen Eſel, Leinel — ſiehſte. — Ach, du biſt ſo ſchrecklich gut — wie kei Menſch auf der Welt ſonſt. Tauſendmal guter als Liebing!" Sie ſchluchzte herzbrechend.

„So, da hat er dich wohl ſitzen laſſen?" fragte er kurz.

„Ach nee — nee — er hat gewollt, daß ich mit ihm fort ſollte" —

„Na, und du?"

Sie ſtrich ihm immer lebhafter und zärtlicher mit der Hand über den Aermel.

„Nee, das hätt' ich nich gethan," das kam alles unter Thränen kaum hörbar hervor.

„Weshalb denn nicht — du haſt doch ſonſt — dächt' ich" —

„Ach nee — ach laß doch! — ach ſag' doch nichts, Leinel!"

Sie wollte nicht, daß er weiter ſprechen ſollte.

„Ach du biſt ſo gut — ſo gut — ſo gut — ſo gut" —

Die Thränen und das Schluchzen und alles, was ſie ſagte, überſtürzte ſich zu einem erbarmungswürdigen Durcheinander.

„Was ſoll denn nun aber werden?" fragte er barſch. — „Nun ſoll's wohl ſo fortgehen, die ſaubere Geſchichte?"

„Ach nee — nee, nichts, Liebing — Lein-Oel — verbeſſerte ſie ſich. Wirklich nich, Lein-Oel."

„Wirklich nich? — So — und das ſoll ich dir glauben?"

„Ja, ſo wahr ich läb'!" rief ſie. „Glaub mir, Lein-Oel, glaub mir!"

Und ganz erbärmlich und demütig küßte ſie ſeine Hand.

So in dieſer Weiſe ſprachen ſie noch eine hübſche Weile miteinander.

Sie ſchien aus ihrem Liebesrauſch wach geworden zu ſein und wollte, ſo nahm auch Lein-Oel es an, in die gewohnten Verhältniſſe zurückkehren.

„So," ſagte er, „du biſt alſo zu Verſtand gekommen und haſt gemeint, ein guter warmer Ofen iſt beſſer als eine Rakete."

„Ach ſiehſte, ja!" rief ſie aufſchluchzend und fiel in ſeine Arme und hing an ſeinem Hals.

„Leinel, von dir fort, das hätt' ich nich gekonnt, da is mir alles erſcht klar geworden." Und jetzt kamen die reinen Abſchiedsthränen, weil ſie ſich die Trennung wieder vorgeſtellt haben mochte.

Und er hielt ſie feſt in ſeinen Armen, und was ſie nun auch alles miteinander redeten, lief darauf hinaus, daß er ſeine kleine Weidgans wiedergewonnen hatte.

„Aber," ſagte er, „was iſt denn das, was macht er denn nun mit meinem Manuſkript — mit den Fabeln?" —

„Ach, die hat er ja Goethen ſchon gezeigt, und der hat geſagt: ‚artig, ſehr artig'," ſchluchzte ſie immer noch, „und will ſich die Sachen noch weiter anſehen — ſiehſte!"

So verging eine gute Weile in Thränen mit Fragen und Antworten.

Dann gingen ſie miteinander in die Küche und beſorgten ihr Abendeſſen und konnten ſich gar nicht trennen, wie zwei Leute, die hätten voneinander geriſſen werden ſollen.

Und wie ſie beide ſo einträchtiglich wirtſchafteten, da fiel die Sünderin ihrem Manne mit erneuten, heißen Thränen um den Hals und ſchluchzte: „Siehſte, daß ich mich ſo ſehr in Liebing verliebt hab', war doch im Grund zu allererſcht nur, weil er gegen dich ſo ſehr gut war."

„So, alſo aus Dankbarkeit! — Na, nun hör' mir aber auf, du kleine Kröte."

* * *

Lein-Oel hatte gemeint, es wäre keine Kunſt, ein Weib zu nehmen und hatte ſich die Sache unverſchämt leicht gemacht, wie Ehemänner das thun. — Dafür war er aber gehörig in die Kur genommen worden, hatte auf eine ganz ſonderbare Weiſe für ſeine Thorheit büßen und lernen müſſen,

daß ein Weib nicht so ohne weiteres zu erringen sei. Auf dieser kalten Welt einen Menschen zu haben, der ihm mit Leib und Seele angehört, aus freiem Willen für ihn sorgt und für ihn lebt und denkt und schafft und leidet und sich freut, für ihn hofft, ihn gut und klug und brav und Gott weiß was findet, nur für ihn da ist, wenn das solch ein thörichter Mann wie Lein-Oel einstens für gar nichts ansieht — der muß in Teufels Küche kommen und aufessen, was er sich eingebrockt hat.

So soll es immer und allen solchen ergehen.

# Eine kurioſe Geſchichte.

Zur Zeit, als die Kummerfelden ſchon bedenklich zu altern begann, wäre ſie um ein Haar um ihren guten Ruf gekommen, den ſie ihr Lebtag wie einen Augapfel zu hüten verſtanden hatte; und das iſt folgendermaßen zugegangen: „Herrjes!“ ſagte Röſe Kirſten, die Tochter des Herrn Rat Kirſten (das eine „Ratsmädchen“, zu ihrer Schweſter Marie, dem andern „Ratsmädchen“ aus der Wünſchengaſſe), „was iſt denn da einmal wieder bei den Franzoſen los!“

Sie ſaßen alle miteinander in der Nähſchule der alten Schauſpielerin, der Kummerfelden, in dem kleinen Haus am Entenfang, zur Zeit als die Pogwiſchs, die Adele Schopenhauer in den „Entenfang“ gingen, um, ſtatt nähen zu lernen, was ihnen allen recht not gethan hätte, die gute Kummerfelden zu beobachten, weil die Originale ſchon dazumal im Ausſterben begriffen waren, wie es hieß.

„Am Entenfang“ wurde die Schule der Kummerfelden kurzweg genannt, eben weil ſie am Entenfang lag. Der Entenfang war aber eine Schleuſe, bis zu der die Enten von der Lottenmühle den Lottenbach hinüberſchwimmen konnten und an der ſie ſich ſchnatternd und plaudernd unterhielten, wie es gewiſſe Leute in der Nähſchule der Kummerfelden genau ſo zu thun liebten.

Unſre Geſchichte beginnt, wie das junge Nähvolk in der großen Stube der Kummerfelden ſitzt. Die Mädchen im unteren Raum und die Kummerfelden im Allerheiligſten,

zu dem breite Stufen aus der eigentlichen Nähſchule hinaufführen. Im Allerheiligſten ſteht ihr Bett. Ueber dem Bett hängt der Beutel mit Nachtproviant: ein paar Aepfel, ein Fläſchchen mit ſogenanntem Lebenselixir und das Geſangbuch. In dem Geſangbuch liegt eine dicke Schnur und zeigt die Sterbelieder an, denn die Kummerfelden wollte in ihrer Einſamkeit, bei böſem, ſchnellem Tod den letzten Troſt der Religion bequem bei der Hand haben. Und daß die Lorbeerkränze aus den Ehrentagen, als die Kummerfelden noch Schauſpielerin war, wie Erntekränze von der Decke herabhängen und die geblümten Kleider an den Wänden paradieren, und daß die Kummerfelden eine große Haube trägt, wie ihresgleichen in Weimar nie wieder zu finden iſt, das alles will ich hier nur beiläufig erwähnen.

Aber ſie ſelbſt, die Kummerfelden, ſpielt in dieſer Geſchichte dennoch eine Hauptrolle, die alte Frau, auch ihr Haus am Entenfang, auch ihre Nähſchule, ihre geblümten Kleider, ihre Lorbeerkränze und ihre guten, alten Freundinnen, die große, luſtige Fabianen und die kleinen Muskuluſen mit der Perücke.

Als das Ratsmädchen, die Röſe, rief: „Herrjes! was iſt denn da einmal wieder bei den Franzoſen los!“ ſaßen ſie eben alle miteinander in hergebrachter Ordnung; die Kummerfelden auf ihrer Stufe thronend, die ſie ſich an einer Seite etwas hatte verbreitern und mit einem Lederkiſſen belegen laſſen.

„Na,“ ſagte Madame Kummerfelden, „das möchte ich doch wiſſen, was du nu wieder gehört haſt.“

„Was iſt denn aber das?“ flüſterte Adele Schopenhauer den Pogwiſchs zu, „ich denke, ſie iſt halb taub? Und da hört ſie ganz vortrefflich!“

Das paſſierte der Kummerfelden ſelten, daß ſie ſich verſchnappte. Sie hatte ihre Schülerinnen an ihre Schwerhörigkeit glauben machen wollen, damit dieſe alles, was ſie unter ſich zu bereden hatten, laut beredeten, ohne ſich zu genieren, und damit ſie ſelbſt mit ihren ſcharfen Luchsohren alles hören konnte. Aber diesmal hatte ſie ſich wirklich verſchnappt und ließ deshalb die Sache auf ſich beruhen, damit es deſto eher in Vergeſſenheit käme.

Die Ratsmädchen, Röſe und Marie, aber hatten die

Liſt der Kummerfelden längſt durchſchaut und lachten jetzt miteinander, als ſie bemerkten, wie die Kummerfelden ſich ärgerte, und ſie ärgerte ſich nicht nur darüber, daß ſie ſich verſchnappt hatte, ſondern über noch etwas andres, das war ihnen vollkommen klar, den beiden Krabaten. Und jetzt gab es wieder Lärm im Haus. Es trappte jemand die kleine, ſchmale Treppe, die zu den zwei Hinterzimmern im Entenfang führte, hinab, und die Hausthür donnerte zu, daß die ganze Nähſchule wackelte und auch die Haube der Kummerfelden; aber die bemerkte jetzt gar nichts mehr und hörte wieder gar nichts.

„Da hat es eben doch etwas gegeben, das war der Colonel, der hinausgetappt iſt," ſagte jetzt Röſe wieder leiſe. „Ich weiß nicht, daß die Kummerfelden durchaus nicht zugeben will, daß ihre Mietsleute Spektakel machen, das iſt wirklich närriſch. Wenn Beutlerſch bei uns oben ſo wären, da möchte ich den Vater ſehen; aber die Kummerfelden hat doch an dem verrückten Tier, dem Colonel, einen Narren gefreſſen."

„Na natürlich," meinte Marie.

Dieſer Colonel war vor ungefähr einem Jahr mit ſeiner Frau, einer Dresdenerin, in Weimar aufgetaucht.

Wo er eigentlich herkam, das wußte man nicht; ob er Colonel war oder ſich nur ſelbſt ſo bezeichnete, war auch nicht mit Beſtimmtheit feſtzuſtellen. Er erzählte, daß er lange in Deutſchland gefangen geweſen, daß er da und dort herumgekommen ſei und daß er auch damals in Weimar bei der Plünderung mit geweſen. Und damals mußte es ihm in Weimar ganz beſonders behagt haben, denn er war jetzt zum zweitenmal wiedergekehrt, um ſich mit ſeiner deutſchen Frau daſelbſt niederzulaſſen.

Daß es damals mit der Plünderung wirklich ſeine Richtigkeit haben mochte, darauf ſchwuren Marie und Röſe, denn wie ſie den Colonel zum erſtenmal zu Geſicht bekommen und gehört hatten, unter welchen Umſtänden er vor acht Jahren ſchon in Weimar geweſen war, da ſtand es bei beiden feſt, daß niemand anders als gerade er damals die Schinken an den blauſeidenen Schärpenbändern aus ihrer Mutter Speiſekammer fortgetragen hatte. Das Geſicht, ſagten ſie, hätten ſie beide nicht vergeſſen. Und ſo waren

sie auf den Schinkendieb bis heute nicht gut zu sprechen und hatten die Kummerfelden auf das inständigste und freundschaftlichste gebeten, doch den Colonel nicht als Mieter in den Entenfang hineinzulassen.

Die Kummerfelden aber hatte über ihre dumme Schinkengeschichte gelacht und gesagt, sie sollten sich nicht solches Zeug einbilden, und dann hatte sie noch hinzugesetzt, um den Einwand der Ratsmädchen vollständig zu entkräften: „Und wenn er auch wirklich zu jener hochbeinigen Zeit die Schinken und die Schärpenbänder fortgetragen hätte, so wäre das seine Pflicht und Schuldigkeit gewesen, da ein Soldat eben zu plündern hat, ob er will oder nicht."

Diese Weisheit der Kummerfelden aber leuchtete diesmal den Ratsmädchen durchaus nicht ein, und als sie den Colonel zum erstenmal unten bei der Nähmeisterin trafen, konnten sie den Gedanken an die Schinken und die Schärpenbänder keinen Augenblick los werden.

Der Colonel sagte, daß er gekommen sei, weil in Weimar so viel bons gens wären und er mit de bons gens leben wollte. Da fuhr es dem jungen, lustigen Ding, der Röse, wie ein Blitz durch den Kopf, wie eine Erleuchtung, die sie der Mamsell Loisette, ihrer guten französischen Lehrerin in der Gassenmühle, zu verdanken hatte.

„Ja," sagte sie bedeutungsvoll, „es giebt viel gens bons in Weimar, viel jambon."

Der Colonnel mochte schwerlich erraten, was das hübsche Mädchen mit dieser scharf betonten Umdrehung eigentlich wollte, und der Leser wird das auch nicht recht wissen. So einem guten weimarischen Gemüte ist das nämlich völlig gleichbedeutend: gens bons (gute Leute), oder jambon (Schinken). Röse aber hielt es für einen gar nicht mißzuverstehenden Witz, begriff sich selbst nicht, wie ihr so etwas Geistreiches und Gelehrtes hatte einfallen können, stieß ihre Schwester Marie an, um sie darauf aufmerksam zu machen, fand aber auch da kein Verständnis, denn Marie hatte keine Ahnung mehr, wie Schinken auf französisch hieß. Keine Menschenseele hatte etwas von der Herrlichkeit verstanden, aber das schadete nichts, Röse hatte doch empfunden, daß im Menschen ungeahnte geistige Kräfte schlummern. Auf dem Heimweg erklärte sie Marie auch noch ausführlich ihren

vortrefflichen Einfall, und beide wunderten sich noch gehörig darüber, daß sie auch auf französisch Witze machen könnten.

„Und das sag' ich dir," meinte Röse, „er hat's doch verstanden, merktest du nicht, wie er so sonderbar auf die Seite schielte, als traute er sich nicht, mir in die Augen zu sehen?"

„Natürlich," meinte Marie, „da er ein Franzos ist, wird er's ja wohl verstanden haben. Uebrigens, er soll ja ein Elsässer sein, Gott weiß, die sprechen's vielleicht wieder anders aus als wir."

Die Schinkengeschichte blieb in der Phantasie der Ratsmädchen an dem Colonel haften. Es ist sogar anzunehmen, daß, wenn sie sich ihn vorstellten, sie ihn beide immer mit den Schinken über der Schulter sahen. Und doch war er ein so charmanter Mann, wie die Kummerfelden sagte.

Die Ratsmädchen wußten auch, daß sich die Kummerfelden schon längst einen Mann ins Haus gewünscht hatte — und nun steckte sogar ein Colonel im Entenfang. Das mochte ihr sehr recht sein. Sie sagte in der Nähschule auch, als der Colonel richtig eingezogen war: „Seht ihr, Mädchen, mein Lebtag hab' ich von den Mannsbildern nicht besonders viel gehalten, wenn auch einmal alle Jubeltausendjahre so einer mit darunter durchläuft wie der Geheimrat Goethe und seinerzeit unser Schiller und der alte Wieland und was sich so in Weimar zusammengefunden hat. Ihr müßt wissen, Mädchen, daß es jetzt hier in Weimar eine außerordentliche Rarität ist und daß an die tausend Jahr vergehen können, ehe wieder so etwas vorkommt, und vielleicht kommt's nie wieder vor, solang die Welt steht. Mannsbilder," sagte die Kummerfelden, „wird es natürlich immer geben, und sie werden auch immer glauben, daß sie Gottes Wunder was sind, werden von Jugend auf alle Weisheit, die es gibt, eingetrichtert bekommen, daß auch ein Esel daran zum Platzen gelehrt werden könnte, wenn man sich mit ihm die Mühe geben wollte, wie man sie sich mit den Mannsleuten gibt; aber etwas Vernünftiges, wie jetzt hier, werden sie ihr Lebtag nicht wieder zu stande bringen, und darauf leg' ich die Hand ins Feuer: Die haben

ſich für ein hübſches Weilchen ausgegeben," ſagte die Kummerfelden mit Pathos. „Dickthun und aufgeblaſen ſein, das natürlich, das werden ſie immer und ewig können. Sie werden aber auch, ſolang die Welt ſteht, nicht verſtehen, ſich einen Hemdenknopf anzunähen. Eine Schleife, das lernen ſie auch nie zu binden, ihr Mädchen, und wenn ſie im Zimmer was ſuchen, ſo werden ſie immer und ewig wie die Blinden herumrennen und nichts ſehen, wenn's ihnen vor der Naſe liegt; und wenn geſtritten wird, ſo werden ſie ewig recht behalten; und wo's was zu ſaufen gibt, werden ſie ewig dabei ſein; und wenn ſie den Schnupfen haben, werden ſie ſich entſetzlich gebärden; und wenn man auf Reinlichkeit hält, da werden ſie immer und ewig ein Geſchrei machen, daß man glauben ſollte, man wollte ſie berauben; und weil man ihnen mit Mühe und Qual durch lange Jahre etwas Lateiniſch beigebracht hat, werden ſie immer der Meinung ſein, daß, weil ſchließlich etwas davon hängen geblieben iſt, kein andres Geſchöpf außer ihnen ſo etwas lernen kann, und wenn ein Frauenzimmer einmal ein paar lateiniſche Brocken aufgeſchnappt hat, werden ihnen die Haare ſtets zu Berge ſtehen, wie bei einem ungeheuren Naturwunder; wenn dasſelbe Frauenzimmer aber wie Waſſer franzöſiſch und engliſch und italieniſch und meinetwegen türkiſch ſpricht, da werden ſie gar nix dabei finden, jetzt und in Ewigkeit nicht. Und wenn es heißt, ein ſchon bis zum äußerſten unterjochtes Frauenzimmer noch ein bißchen mehr zu ducken, das werden ſie unter allen Umſtänden für ein moraliſches und vortreffliches Werk halten jetzt und in alle Ewigkeit; und wenn ein ſolch armes Frauenzimmer ſich irgend etwas hat zu ſchulden kommen laſſen, da werden jetzt und in alle Ewigkeit die ärgſten Sündenhunde über ihr zu Gericht ſitzen; und wenn einer, was Gott verhüte, ein Mädchen verführt hat, wird er, ich meine ſchon ſolang die Welt noch lebt, ganz engelrein daſtehen. Und wenn einer aus Eitelkeit platzt, wird er zu jeder Zeit den Mut haben, wie ein Schulmeiſter von der Eitelkeit der Weiber zu reden. Mein Gott," ſagte die Kummerfelden, „da könnte man fortreden von jetzt bis in alle Ewigkeit in einer Tour — Männer ſind einfach lächerlich — aber eines, das muß ich ihnen laſſen, bei Gewittern ſind ſie gut im Haus zu haben.

Seht ihr, Mädchen, das iſt mir im Entenfang immer abgegangen, und jetzt hab' ich gottlob einen drin; für nächſten Sommer. Jetzt iſt mein Haus verſorgt. So ein Haus ganz ohne Mann iſt eben nichts Fertiges. Damit will ich aber nicht etwa geſagt haben ‚ohne Ehemann', durchaus nicht. Im Gegenteil." ſagte die Kummerfelden eifrig, „wenn es nach mir ging' und ich die Geſetze als Frauenzimmer machen dürfte, da ſollte ein Mann überhaupt einem Frauenzimmer nicht enger angekettet ſein als zum Beiſpiel der Colonel mir. Ein jedes Frauenzimmer ſollte das Recht haben, ihm kündigen zu können, wie ich als Hausherrin dem Colonel kündigen kann; dann würde die Geſchichte ein andres Geſicht bekommen, ihr Mädchen," ſagte die Kummerfelden liſtig.

Für unſre vortreffliche Zeit wären die Anſichten der Kummerfelden ſonderbar genug, und ſo eine Nähſchule, wo dergleichen verhandelt würde. könnte ſich gefaßt machen, von Polizei wegen geſchloſſen zu werden.

Dafür aber ſind wir auch ganz gehörig zurückgegangen in vielen Dingen. Unſer Blut iſt dick geworden, die luſtigen, harmloſen Blutwellen, die damals durch die Adern der verſtorbenen Weimaraner wie muntere Quellen rieſelten, ſind eingetrocknet.

Die Leute von damals ließen ſich nicht ſo ohne weiteres verblüffen wie wir, hatten nicht ſo gewaltige Scheuleder wie wir vor den Augen, waren weniger gebildet und weniger verſchroben und ſprachen, wie der Schnabel ihnen gewachſen war, ohne viel Bedenken. Es war eine luſtige, freie Zeit, damals, eine beſſere Luft.

Und die Kummerfelden, die hatte noch etwas ganz Beſonderes voraus. Sie ſtand bei aller Welt ſo unantaſtbar in Achtung, daß ſie ſagen konnte, was ſie wollte, es wurde von der guten Seite genommen. Sie war durch Waſſer und Feuer gegangen, das heißt, durch ein langes, vielbewegtes Leben, und dazu noch ein gehöriges Stück dieſes Lebens über die Bretter, welche die Welt und zu jener Zeit noch dazu ein tüchtiges Stück Leichtfertigkeit bedeuteten, ohne daß man ihr irgend etwas Unrechtes hätte nachſagen können — und das war ihr Stolz.

Die Kummerfelden ſprach gern von ihrem Colonel, und

die Mädchen in der Nähſchule ſtellten Betrachtungen darüber an, daß es komiſch von der Kummerfelden wäre, die Frau Colonel ſo vollſtändig totzuſchweigen, wie die Kummerfelden in der Freude ihres Herzens, einen Mann im Hauſe zu haben, es in der That ſich zu ſchulden kommen ließ, und ſie erkundigten ſich daher auf das ausführlichſte ſtets nach Madame und nach Monſieur.

„Ja, mein Gott," ſagte einmal die Kummerfelden, „wäre Madame auch Franzöſin, dann ſähe die Geſchichte freilich anders aus, aber zwei ſo feindliche Völker unter einem Dach, das thut nicht gut, und all der Spektakel, der daraus natürlicherweiſe entſtehen muß, den ſoll man aus chriſtlicher Liebe gar nicht bemerken."

Deshalb ſprach die Kummerfelden von Madame ſo wenig wie möglich.

Hätte ſie von Madame geſprochen, ſo hätte ſie ſagen müſſen, daß Madame in einem ununterbrochenen Entſetzen über das, was Monſieur that, ſprach oder nicht that, ſich befand, und daß es im Entenfang nicht immer ſo ruhig herging, wie es die Kummerfelden hätte vorgeben mögen.

In jenem ſchneereichen Winter waren die Colonels bei der Kummerfelden eingezogen, gerade um Weihnachten. Es war ein ganz unglaublicher Winter, und der Leſer wird ſich das kleine Weimar in ſeinem hohen, weichen Schneebett ſchwer vorſtellen können. Die große Schneeeinſamkeit rings umher!

Jetzt gibt es die gar nicht mehr. Die Eiſenbahn läßt ſolche Weltabgeſchiedenheit nicht aufkommen.

Damals aber lag das warme kleine Neſt wie mitten in einer Schneewüſte, die Landſtraßen hoch verſchneit, meilenweit bis zur nächſten Stadt. Das Leben bekam ſo etwas Heimliches, Verſchneites, Verborgenes wie in einem alten Märchen. Da war ein Fürſtenhof mitten im hohen Schnee, und ſchöne Damen und Feſte, und weiſe, hochberühmte Männer und luſtige Straßenbuben, alles verſchneit, alles im Schneeneſt, und warme, heimliche Stübchen und helle Feuer im Ofen, und alte Weiber am Spinnrade, und luſtiges Volk und Komödie und Whiſtpartieen, und alles mitten im weiten hohen Schnee, vom Schneehimmel überwölbt, und

ringsum nichts als Einſamkeit und Stille, Rabenflüge, ferne verſchneite Dörfer, Weltabgeſchiedenheit und weicher Flockenfall, weiche Schneeluft, die den Schall ſeit Wochen ſchon gedämpft hielt.

Und in dieſem Winter ſind viele ſonderbare Dinge im Schneeneſt geſchehen. Der große Winter hat den Leuten lange, lange noch nachdem vorgeſchwebt. Gar manche haben ihn ihr Lebtag nicht vergeſſen. Die Liebſchaften in jenem weichen, eingehüllten Winter waren ſo zart, ſo friſch, ſo glückſelig, ſo weltverborgen und wie auf weichen Sohlen, die Träume mit wachen Augen in jenem Winter waren ſo ungeſtört, das Wandeln zwiſchen den hohen Schneewällen ſo köſtlich, ſo verſteckt, und wie gut ließ es ſich grübeln — Gott weiß, was alles da geſchah.

Ein jeder hatte den Trieb nach Geſelligkeit, nicht nach rauſchender, glänzender Geſellſchaft, nach heimlichem Beieinanderhocken, wenn draußen der Schnee fiel.

So war es auch der Kummerfelden ergangen; die Abende mit der Fabianen und der Mamſel Muskulus und den Ratsmädchen, als ſie das Damengärtchen bauten, hatten ihr ſo wohl behagt, daß ſie meinte, es wäre hübſch, wenn ihre beiden alten Kameradinnen, die Fabianen und die Muskuluſen, manchmal angetappt kämen und mit ihr zuſammenſäßen, und auch die beiden Rackersmädchen Röſe und Marie ſollten ihr willkommen ſein, und daß ſie allerlei auftiſchen wollte, das war ſelbſtverſtändlich. Schüttchen hatte ſie bei Orthelis einen Vorrat backen laſſen, der gut den ganzen Winter durch reichen mußte, und Kaffee und für die Ratsmädel Nüſſe und Schnurpsäpfel, an all dem ſollte es nicht fehlen.

Der weiche, weiße Winter, der tiefhängende Schneehimmel, der gleichmäßige, wie ewig andauernde Mollton in der Natur, der über Stadt und Land lag, hatte es auch der Kummerfelden angethan. Wenn ſie ſo allein im Entenfang ſaß, da kamen die Erinnerungen wie große, lautloſe Vögel angeflogen, durch die Schneeluft hindurch, und ſanken weich auf die alte Frau nieder, daß es ihr bang und weh um ihr lebensfrohes Herz wurde.

Die Erinnerungen bei ſtillem Schneewetter im einſamen Stübchen bei Dämmerlicht, das will durchgemacht ſein. Da

fragt einmal bei den alten Leuten an, die werden es euch ſagen.

Wenn die längſt verſtorbenen Geſtalten zur Thür hereinkommen, ohne ſie erſt öffnen zu müſſen und ohne anzuklopfen, und die längſt vergangenen Freuden im armen ſtillen Herzen erwachen und die liebe gute Jugend auferſteht, und von allem, was einſt war, nur das verrunzelte Menſchenkind noch da iſt — ganz allein — alles andre wehmütige Schatten.

Die Stunde in der Schneedämmerung, wenn draußen die Flocken fallen und kein Ton ins Stübchen dringt, die brauchen die, welche jung ſterben, nicht zu durchleben — wohl ihnen.

* * *

„Siehſte," ſagte die Kummerfelden mit einer etwas wackligen Altweiberſtimme zur Fabianen und der Muskuluſen, „laßt uns hübſch zuſammenhalten. Wenn meine Nähſtunde zu Ende iſt, da kommt ihr eben die Woche ein paarmal herüber zu mir."

* * *

Und ſie kamen durch den Schnee angetappt, die Muskulus im Veilchenhut und die Fabian im unzerreißbaren Chriſtophorusmantel und im Lori und den rieſenhaften Filzſchuhkähnen.

Und wie die drei da bei einander ſaßen, war es, wie zu jeder Zeit, ganz behaglich im Entenfang. Was die Kummerfelden verſprochen, das hielt ſie redlich. Der Kaffee duftete im Ofenrohr und das Schüttchen lag, ſo lang und breit es war, auf dem Tiſch zum allgemeinen Gebrauch, und die Schnurpsäpfel für die Ratsmädchen waren oben im Allerheiligſten in der Kommode, die als vierten Fuß einen Blumentopf hatte und an der eine Gabel an einer Schnur hing. Mit der Gabel verſtand die Kummerfelden auf eine außerordentlich geſchickte Weiſe die Fächer zu öffnen, die durch dieſes Verfahren Stichflächen aufzuweiſen hatten, wie ſie der Zeigefinger einer fleißigen Näherin an ſich trägt; wenn die beiden Mädchen kamen,

brauchten ſie ſich nur zu holen, wonach ihr Herz begehrte.

Aber ſo wohlgeordnet und vortrefflich auch alles war, die rechte Stimmung wie am Abend, als ſie das Damengärtchen miteinander bauten, wollte ſich nicht einſtellen. Nicht ein einziges Mal hatte die Rabenmutter gelacht, daß die Stube ſchütterte, und die Muskuluſen war, wenn ſie nicht durch andre ein wenig aus ihrer Demut geriſſen wurde, ſo außerordentlich beſcheiden, daß nie etwas Rechtes von ihr zu erwarten war.

Ueber der allzeit wohlgelaunten Kummerfelden lag es wie ein wehmütiger Schatten. Sie ſchenkte ihren beiden Kameradinnen mit ſo einer gewiſſen tragiſchen Geſte, wie ſich die Fabianen ausdrückte, den Kaffee ein und ſchnitt vom Schüttchen Fetzen herunter, wahrhaft vorſündflutliche, auf ſo eine Manier, als wollte ſie damit ſagen: „Mir iſt nun ſchon alles eins.“

„Ei, ei, ei, Kummerfelden,“ ſagte die Fabianen, „was machſt du denn? Was iſt mer denn mit dir?“

Und die Fabianen, das Rieſenweib, ſtützte ihren Kopf auf die großen Arme auf und ſchaute ſich ſo ihre alte Kummerfelden in aller Gemütlichkeit an.

„Na, du biſt auch wirklich, Fabianen, wenn du ſiehſt, daß es einem nicht ſo ganz recht iſt, da legt mer ſich doch nicht ſo her und glotzt einem an wie ein Totenbeſchauer.“

„Herr Gott, nu hört ſich aber alles auf!“ rief die Fabianen, „wenn mer einem ſeine Teilnahme und Freundſchaft bezeigt, da braucht er doch nicht gleich eklig zu werden. Nee, Muskuluſen, ſiehſte, wie die Kummerfelden jetzt is, das is ſchon arg!“

Damit wendete ſich die Fabianen brummend an die Mamſell, die ſich durch eine direkte Anrede der großen Frau immer geſchmeichelt fühlte und beiſtimmend nickte.

„Na, ſo ohne weiteres abgemacht iſt das aber auch noch nich, daß man nur dazu zu nicken braucht,“ fuhr die Fabianen die kleine Perſon mit der großen Perücke an. „Es gibt gewiſſe Dinge, an die trotz aller Freundſchaft ein lediges Frauenzimmer nicht ſo ohne weiteres heran darf. Zum Beiſpiel, eine verehelichte Frau iſt ewig himmelweit von ihr

verſchieden, ſo daß ſie überhaupt kein Urteil hat über das, was nur eine verehelichte Frau angeht. Ich meine," fuhr die Fabianen heftig fort, „mit der Kummerfelden hat es etwas ganz Extraes auf ſich, denn ſo ohne weiteres benimmt ſie ſich nicht wie eine Diva."

Da lachte die kleine Muskuluſen, weil ihr das komiſch vorkam.

„Da is gar nichts zu lachen!" fuhr die Fabianen ſie von neuem an. „Siehſte, Kummerfelden, wenn ich ſagte, wie eine Diva, da wußte ich ſehr wohl, was ich meinte, dir zur Ehre ſei's wieder ausgeſprochen, von der Komödiantin merkt mer dir wenig an; aber heite und die ganze Zeit, da muß ich immer denken, daß du eine Diva warſt, Kummerfelden."

„Herr Jeſes nee!" lachte die Kummerfelden leiſe, „wie kommſt du denn auf ſo was? Un gerade Diva? Wie denn nur."

„Siehſte, die Kränze oben über deinem Bette un ſo manches noch, was um dich und an dir iſt, das macht mir dir ſo manchmal den Eindruck, als läge über dir und deinen Sachen eine Moderdecke."

„Pfui Teufel!" ſagte die Kummerfelden.

„Nee, Kummerfelden," fuhr die Fabianen auf, „ich meine ja nur ſo poetiſch ausgedrückt. Siehſte, du thuſt mer manchmal eben leid! Da weiß ich gar nich, wie mer's is, alt muß unſereiner doch allemal werden un is auch alt; aber für ſo ne Schauſpielerin muß es doch extra eklig ſein, mit einemmal ſo der Vergeſſenheit anheimzufallen, ſo zu ſagen bei lebendigem Leibe."

„Ja, Fabianen." Die Kummerfelden reichte der großen Frau über den Tiſch herüber ihr bewegliches altes Händchen und ſchaute ihr ſo eigen in die Augen. „Wie du das ſo ausſprichſt, Fabianen."

Eine große Rührung trat in die Züge der Kummerfelden, und das alte kleine Weib in dem geblümten Kleide und mit der hohen Haube ſaß vor der braven Fabianen, die mit ihren runden Augen den Leuten bis ins Herz ſehen konnte, wie vor ihrem Beichtvater.

Und es machte gar nichts, daß der Beichtvater ein gewaltiges Stück Schüttchen ganz unbeirrt in den Kaffee ſtippte

und ſich dann in den Mund ſchob und wohlgefällig kaute. Es war doch eine vertrauensvolle Stunde im Entenfang.

Auf dem armen Herzen der Kummerfelden lagen die Erinnerungen nicht mehr ſo ſchwer und weich, die ihr der tiefhängende Schneehimmel auf die Seele gedrückt hatte, aber ſie war in großer Bewegung und ſprach, wie ſie es noch zu keiner Menſchenſeele gethan hatte.

„Ja, Fabianen, da haſt du ganz recht," ſagte ſie, und die alten Augen glänzten feucht. „Eine junge Seele und ein alter Leib, das iſt des Teufels, Fabianen. Und hätte ich mir nicht ſogleich, wie ich vom Theater gegangen war, die große Altweiberhaube angewöhnt" — ſie legte beide Hände mit einer flinken Bewegung auf ihre Haube —, „ſo hätte ich gewiß Gott weiß was für Streiche angerichtet, denn das muß ich ſagen bis auf den heutigen Tag: alt mich fühlen, das thue ich nun einmal noch ganz und gar nicht. Das aber habe ich mir damals gleich geſagt: Kummerfelden, Kummerfelden! wenn du es nur anſtändig zuwege bringſt, das Altwerden! Du mein Gott, man urteilt ſo hart über die armen Frauenzimmer, die nicht alt werden können, als ob das eine ſo leichte Sache wäre. Na, ich meine, ich hab' mir nichts zu ſchulden kommen laſſen. Auch noch verſchiedene Mal hätte ich ganz gute Engagements annehmen können, aber nee, nee! Wahrhaftig, das ſag' ich: So was, Gott ſei mir gnädig, kann ſich nur ein Teufel ausgedacht haben, innen jung und außen verhuzelt."

„Das fühlt unſereins nu nich ſo gefährlich," ſagte die Fabianen. „Hat unſereins acht Kinder gehabt, da macht mer keinerlei Anſprüche mehr, und in was for 'ner Art Sack das Herze ſteckt, das is ſchon alles eins. Mer is doch nur ſo 'n Popanz mehr, gar wann's an die Schwiegermutter geht, no da ſchon gar! Da hilft unſereins keine Schönheit mehr. Und das Herze iſt mit den Kindern auch ſo abgerackert, daß es weiß Gott an Schnurrpfeifereien nicht mehr groß denkt. Freilich bei kinderloſen Weibern, un gar bei einer Künſtlerin, da iſt das anders, nadierlich — nadierlich!" Die Fabianen nickte heftig mit dem Kopfe. „Nee, Kummerfelden, ich verſteh' dich ganz gut. Haſt auch dein Teil durchmachen müſſen, un brav, das muß dir dein Feind laſſen, ehrenwert. Siehſte, es muß dir gerade gehen, Kummer-

felden, wie dem alten Regimentsgaul am Ackerpflug. Du mein Gott, wenn der mal die Trommel hören thät, das möcht' ihm nicht schlecht in die alten Knochen fahren, der armen Schindermähre."

„Fabianen, deine Bildnisse und Gleichnisse, das ist aber etwas Miserables!" rief die Kummerfelden.

„Na ja, nadierlich, das Kind beim rechten Namen nennen, das willst de nich, da soll immer so drum 'rum geredt werden." Die Fabianen goß sich von neuem Kaffee ein und schnitt sich ein gehöriges Stück Schüttchen ab, schob auch der Mamsell Muskulusen eins hin, ein ganz kleines und einige Krümel. „Da, da haste was, Grünschnabel," und tippte ihr auf die wollige Perücke mit einem ihrer großen, harten Finger. „Warm un weich, Muskulusen," sagte sie dazu. „Geh mer weg, wie kann mer nur sommers un winters un in der Stube so 'nen Fußsack tragen! Es glaubt dir's ja doch kein Mensch. Da lob' ich mir die Kummerfelden."

So saßen sie noch eine gute Weile bei ihrem Kaffee und dem Schüttchen, das vor der Fabianen ihrem Appetit dahinschmolz wie Butter in der Sonne, die grobe, gute Fabianen, „die stille vor sich hine" Mamsell Muskulus, wie sie in Weimar sagen, und die Kummerfelden. Und alle drei hatten keine Geheimnisse voreinander.

Die Fabianen, der das Wohl ihrer lieben Nächsten im Menschen- und Tierreich gar sehr am Herzen lag, sagte immer wieder: „Paß auf, Kummerfelden, wenn du's jetzt mit der Sehnsucht nach einer scheenen Vergangenheit zu thun hast — das laß mir nur gut sein, das krieg mer schon; nur sachtchen!" und die Fabianen rückte schließlich mit dem, was sie meinte, heraus.

Die Kummerfelden sollte ihnen ihre schönsten Rollen vorspielen, sie wären doch auch sozusagen Menschen, und wenn die Kummerfelden wünschte, da wollten sie auch mitspielen, und etwa Colonels und die Ratsmädchen könnten zuschauen. Ganz wie die Kummerfelden es bestimmen würde.

Und dieser Vorschlag gefiel der Kummerfelden. „Ja," meinte sie, „das wär' nicht übel." Und der Fabianen reichte sie die Hand und sagte: „Du treue Seele. Siehste, die Julia, die spielte ich gar zu gern noch einmal."

Die Julia hatte es der Kummerfelden angethan. Stücke daraus hatte ſie ihren Nähſchülerinnen hin und wieder vordeklamiert, und Julias Schuhe, welche die Kummerfelden zum letztenmal als Julia im Sarg angehabt hatte, die waren noch immer der höchſte Preis für eine vortreffliche Nähleiſtung, und das Mädchen, das dieſe Schuhe zur Belohnung eine Stunde lang im Entenfang an den Füßen tragen durfte, war eine vielbeneidete Perſon. Die Schuhe der Julia waren der Orden, den die Kummerfelden für ihre Schule geſtiftet hatte.

Und ihr altes liebes Geſicht leuchtete wahrhaft, als ſie den Plan, die Julia noch einmal zu ſpielen, weiter mit der Fabianen beſprach.

— — — — — — — — — — — —

Ehe die Freundinnen an dieſem Abend ſich verabſchiedeten, hatten ſie noch ein längeres Ständchen mit dem Colonel und deſſen Frau. Das Ehepaar kam, um ſich nach dem Befinden ihrer Hausherrin zu erkundigen, und wurde ſehr artig von der Kummerfelden bewillkommnet.

„Na, das is ja ſcheen," ſagte die Fabianen, „daß Sie bei der Kummerfelden wohnen. Und Sie ſind ja auch nicht zum erſtenmal hier, mein Herr, Sie ſollen ja ſchon damals mitgeplündert haben, wie ich von verſchiedenen Seiten gehört habe. Ja, ſehen Sie, unrecht Gut gedeiht nicht. Jetzt iſt's gottlob anders."

„O, wie gottlob?" unterbrach ſie der Colonel eifrig. „Das ſein nicht recht von Ihn ſu ſagen. Deitſchland wäre ſehr glicklich unter die Franzoſen. Schlimm, ſehr ſchlimm für Deitſchland! Sie werden ſehen, wie es wird werden! Sie werden nich Freid haben daran, non, non, madame!"

„Ach, aber Pips, red doch nich ſo, was ſollen denn die Leute von dir denken," ſagte Madame, eine kleine, runde Dresdenerin.

„Monstre!" rief er und blitzte ſie von der Seite an.

„Ach nee, wirklich, laſſen Sie ihn nich davon reden, wenn er auf den Krieg kommt, ſchläft er die ganze Nacht nich un träumt ſo ſchreckliches Zeugs, un dann brillt er wie eine Kanone un ziſcht un wirft ſich umeinander, daß man Hilfe ſchreien möchte."

„Monstre!" rief er wieder in erhöhtem Ton und ſah

außerordentlich erregt aus. „Ja, der Krieg, ick habe alles mit erlebt, Mesdames, und dieſes Monſtre da kann nicht hören davon. Ah, die Marſeillaiſe! wollen Mesdames die Marſeillaiſe hören?“ Der Colonel rief das und ſchwenkte mit den Armen und hieb mit ſeinem großen roten Regenſchirm, der einen gepreßten meſſingenen Griff hatte, wie wütend in der Luft umher, ſo daß die Kummerfelden und die Muskuluſen und die Fabianen ſich auf die Stufen zum Allerheiligſten lachend retirierten.

„Ach Herrjes!“ rief Madame, die am Thürpfoſten ſtand, „nu iſt er ſchon mitten im Krieg! Hab' ich's nich geſagt, daß es ſo kommen wird? Nu hat er heut nacht das Fieber un dann geht's ſo fort. Ach, hören Sie doch gar nicht auf ihn, wenn er ſeine dumme Marſeillaiſe ſingt.“

„Monstre!“ rief er wütend, „das ſag noch einmal, Fraumenſch!“ und er ſtand mit erhobenem rotem Regenſchirm vor ihr. Und jetzt ging es los mit der Marſeillaiſe. Dabei ſtach er wie ein Wütender mit ſeinem roten Regenſchirm um ſich, ſchrie wie ein Beſeſſener, verfolgte die drei ehrwürdigen Frauen, ſtürzte immerfort, in den höchſten Tönen die Marſeillaiſe ſingend, zum Allerheiligſten hinauf und wieder hinunter. Manchmal brüllte er wie eine Kanone, dann ziſchte er wie ein Säbel, dann brüllte und ſchrie er wieder und ging wieder an die Marſeillaiſe: „Ah mon Dieu! mon Dieu! mon Dieu! c'est la guerre, Mesdames!“ und wieder die Marſeillaiſe, und jetzt ſang die Kummerfelden gar ſelber mit, die war von jeher eine ſo verſteckte Franzoſenfreundin, und die Marſeillaiſe, das war ihr Leibſtück. Und wie das der Franzoſe hörte, daß die Kummerfelden mitſang, da ſchrie er ganz außer ſich: „Vive l'empereur!“ und gebärdete ſich wie ein Wahnſinniger, als hätte er damit ganz Deutſchland erobert.

„Ach, ſo ein Franzos, das iſt ein unſinniges Tier,“ ſagte die Fabianen vor ſich hin. „Jetzt ſteht mir alles wieder auf, was wir bei der Plünderung ausgeſtanden haben.“

Die Kummerfelden aber ſang unentwegt die Marſeillaiſe, als hätte ſie Gott weiß was im Schilde, und als wäre aus der Kummerfelden mit einemmal ſo ein miſerabel berüchtigtes Strickſtrumpfweib geworden.

In der Kummerfelden ſteckte eben ein ganz verdammtes

Feuer, und ich glaub' ſchon, daß ſie ihre liebe Not hatte, es mit der großen Haube niederzuhalten. Sie war auch wie des Kuckucks, als ſtände ſie wieder auf der Bühne. Und man wußte zuletzt nicht, wer in ſeiner Art ſchlimmer war, der Franzoſe, der die Marſeillaiſe unten im Zimmer ſang und mit dem roten Schirm herumſtach, oder die Kummerfelden, die oben im Allerheiligſten ſtand und ſang und geſtikulierte, bis ihr die Fabianen mit einem Gewaltgriff den Mund zuhielt, denn was zu toll war, das war zu toll.

An dem Thürpfoſten ſtand Madame immer noch und ſagte mit einer verzweifelten Miene: „Ach Gottegottegottegott, was is das fir 'n Mann!"

„Ja, das glaub' ich Ihnen, meine Beſte," und die Fabianen nickte ihr einverſtändlich zu. „Kummerfelden," ſagte ſie, „ei du mein Gott, Kummerfelden, es iſt ewig gut, daß dich niemand geſehen hat."

„I was," ſagte die Kummerfelden noch außer Atem. „Ich möchte wiſſen, ob es die Beſtimmung des Menſchen iſt, immer wie ein Kloß dazuſitzen!"

Der Franzoſe aber hatte ſich inzwiſchen noch nicht beruhigt. Der Teufel ſchien in ihn gefahren zu ſein.

„Und ſie kommen doch noch drunter, die Deitſchen, o gewiß, Mesdames, gewiß, chérie," wendete er ſich an Madame, „die Deitſchen kommen noch drunter. O, ſie werde unglücklich werden ohne die Franzos. Sie brauche die Franzos, ohne die Franzos ſind ſie nur halbe Leit! Alles mache ſie nach, alles — was weiß ick. Die Natur ſagt ſelbſt, es iſt Beſtimmung."

„Na, na, na!" ſagte die Fabianen, „ſo 'nen Unſinn."

Die Kummerfelden aber meinte ernſt: „Fabianen, das verſtehſt du nicht; was Gott mit den Völkern vorhat, das iſt ſeine Sache, da haſt du nicht dreinzureden."

„Nur allein die Sach ſum Eſſen!" rief der Franzoſe. „Wo gibt es Deitſchland ſo ein civet de lièvre! ſo ein bécasse au salmi! ſo laitue! un ſo ein vol au vent! ſo choufleur! wie bei uns ſu Haus? Madame verſteht es nicht ſu kochen." Er blickte erbittert auf Madame. „Aber wenn ſie wäre Franzos, ſie würde wiſſen. Sie würde gut leben. Ach, un die Gemüſe, die légumes. Man weiß nix, was iſt Gemüſe hier." Er machte einen ungemein langen

zugeſpitzten Rüſſel und ſchnalzte mit den Fingern der linken Hand, mit denen er den Rüſſel berührte; in der Rechten hielt er noch immer den roten Regenſchirm feſt an ſich gepreßt, den Kopf weit hintenüber gebeugt, ſo ſtand er und ließ im Geiſte alle Gemüſe Frankreichs an ſich vorüberziehen.

„Ach, was für ein Schleckermaul du biſt, Pips, ſchäm dich!“ rief die Frau und trat auf ihn zu, um ihn aus ſeiner irdiſchen Verzückung herauszureißen.

„Schleckermaul! Schleckermaul, jawohl, o, hören Sie, Madame, wenn ick mich an einem Kartoffel begeiſtern, an eine Kartoffel mit ein wenik Butter, was ick eß immer ſu Diner, das nennt Madame Schleckermaul!“

„Jawohl, Schleckermaul Pips; wenn er die Kartoffel ißt, dann ſollten Sie ihn nur ſehen, da verdreht er die Augen gerade wie jetzt und thut, als wenn er glückſelig wäre. Als wenn der Menſch nur zum Eſſen da wäre.“

„Jawohl, wenn ſie geplatzt ſind und wenn die Rauch ſo herauskommt, dann freu ick mir! Aber wenn ſind ſie denn geplatzt, wann denn? Sag doch, wann denn? Nie!“

So politiſierten ſie im Entenfang noch eine gute Weile fort.

Den drei alten Freundinnen ging die Franzoſenzeit an der Seele vorüber, die ſie alle in Weimar durchgemacht hatten.

„Ja, er iſt doch gerad wieder ſo ein unſinniges Tier,“ wiederholte die Fabianen, als das Franzoſenpaar ſich verabſchiedet hatte, „wie unſereins ſie immer in Einquartierung hatte. Immer halb verrückt, um alles ein Geſchrei und ein Getoll wie beim Weltuntergang. Na, ich danke, die arme Frau!“

„Ah, er iſt oft recht lieb mit ihr,“ meinte die Kummerfelden, „damit hat's keine Not, und wenn ſo fremde Völker einander heiraten, gibt's natürlich viel Skandal.“

* * *

„Seht ihr's,“ ſagte die Kummerfelden, als ſie ein paar Tage darauf wieder im Entenfang beiſammenſaßen, „nun müßt ihr aber auch auf mich hören.“

„Nadierlich,“ meinte die Fabianen.

Und die erſte Leſeprobe begann.

Die Kummerfelden hatte ihre Julia, die Fabianen Romeo und die Mamſell Muskuluſen die Amme und was ſonſt gerade für eine Perſon mit der Julia zuſammen auftrat.

Die Kummerfelden hatte ihr allerneueſtes geblümtes Kleid angelegt, ein wahres Prachtſtück von Kleid, mit ſeidenen Blumen eingewebt, und auf der hohen Haube ſteckte eine mattroſa Schleife.

Sie für ihre Perſon brauchte natürlich eine Leſeprobe nicht, die Rolle der Julia war mit ſilbernen Buchſtaben ihr ins Herz geſchrieben, wie ſie ſagte; aber die Fabianen und die Muskuluſen, damit ſah's bös aus. Das bemerkte die Kummerfelden ſogleich, als Romeo den Mund aufthat.

„Ja, um Gottes willen!“ rief die Kummerfelden, „das lies aber gleich noch einmal.“

Und die Fabianen, geduldig und demütig, ſetzte mit ganzer Force noch einmal ein, und heulte und ſtöhnte erſchrecklich, und legte ein ſo ungeheures Empfinden in jede Silbe, daß einem eine Gänſehaut über den Rücken laufen konnte, und dabei fuhr ſie wie eine Windmühle mit ihren großen Armen umher, daß die kleine Mamſell Muskuluſen ganz zuſammentauchte, damit das Ungewitter über ſie hinweggehen konnte.

Und Julia ſah verblüfft auf Romeo, was der für Geſchichten machte.

Daß die vernünftige, geſcheite Fabianen ſich ſo entſetzlich gebärden würde, das hätte die Kummerfelden doch nicht gedacht.

„Nee, nee, Fabianen!“ rief ſie, „ſo geht's nicht! Paß auf!“

Die große Frau hielt ganz erſchreckt inne. „Na, was denn nu noch?“

„Es iſt ja doch nicht nötig, ſo arg zu ſchreien; und was meinſt du denn, wenn einer die erſten Worte mit einem Mädchen ſpricht, da heult er doch nicht gleich ſo und ſtöhnt und winſelt und wirft die Arme doch nicht ſo umeinander, Fabianen, denk doch! Du mußt eben an die Natürlichkeit denken.“

„J was,“ ſagte die Fabianen. „Du meinſt wohl, ich ſoll mir dabei an der Naſe kratzen! Nee, nee, Kummer-

ſelden, ſo nonchalant mach' ich's nich. Das mag ich nicht leiden."

„Ja, wer ſagt dir denn auch, daß du dabei an der Naſe kratzen ſollſt, da gibt's doch noch ein Mittelding. So anſtellen ſollſt du dich nicht wie eine toll gewordene Blutwurſt. Paß auf!" Das ſagte die Kummerſelden ernſt und würdig; und noch einmal las ſie ihr die Worte vor, in welche die Fabianen ihre ganze Kraft wie in eine Kanone geladen hatte.

„Mir auch recht," meinte die große Frau, „ſo ſimpel meinetwegen. Wie du aber auf dieſen Romeo 'reinfallen konnteſt — mir rätſelhaft."

„Alſo jetzt fang an."

Die Fabianen las wieder und ſchnuddelte nun das Ganze ſo miſerabel hin, als ſagte ſie's dem Lehrer auf.

„Pfui, Fabianen, du biſt aber boshaft!" rief die Kummerſelden. „So kommen wir ja in Ewigkeit nicht weiter. Jetzt laß ich's die Muskuluſen probieren."

Das war erſt recht danach, mein Gott, ſo ein Gezirp, und kein Wort richtig geleſen, und geſtokert und gepiept, daß die Fabianen ganz entrüſtet guckte, ſich aber doch nichts recht zu ſagen traute.

Arme Kummerſelden! Und deswegen dein ſchönes Kleid mit den ſeidenen Blumen, und deswegen die blaßroſa Schleife auf der Haube — und die ganze Feierlichkeit, denn es gab wieder Schüttchen und Kaffee, und für Romeo zur Stärkung war ein Fläſchchen aufgefahren, und Schnupftabak ſtand zum beliebigen Gebrauch auf einem ſtark vergoldeten Untertäßchen.

Die beiden vortrefflichen Leſer ſaßen auch mit ziemlich unerfreulichem Gewiſſen ſchließlich bei ihrem Kaffee, denn die Kummerſelden hatte die Bücher ein für allemal zugeklappt. Sie war ganz bekümmert und niedergeſchlagen und ſagte: „Seht ihr's, nun bekommt ihr auch von der ganzen Geſchichte nichts weiter zu hören." Sie trank ihren Kaffee wehmütig und konnte ſich nicht ermannen, mit den beiden traurigen Geſtalten, die ihre Sache ſo miſerabel gemacht hatten, zu ſchwätzen, und ſo währte es nicht lange, da wickelte die Fabianen ſich in ihr Lori, kroch in den unzerreißbaren Chriſtophorusmantel, und die Muskuluſen ſtülpte ſich den

Veilchenhut auf die Perücke, und die arme Kummerfelden ſaß allein mit ihren Gedanken. Draußen fiel der Schnee, und eine tiefe, tiefe Stille war im Stübchen, und die Erinnerungen kamen wieder angeſchlichen und legten ſich dem kleinen Weibe ſchwer und weich aufs Herz.

* * *

Und während da oben im Stübchen eine ſaß und ihr Lebensglück, auch das allerletzte Reſtchen, mit wehmütigem Herzen begrub, da grub zur ſelben Stunde noch einer im Hauſe. Unten im Keller hockte der Colonel bei einem Laternchen und grub nach Trüffeln. Das mag man mir nun glauben oder nicht. Es war aber ſo. Er hatte Champignons und, wie er verſicherte, Trüffelbrut unten im Keller geſät, ſchon Tage vorher, ehe er einzog, in Käſten die Champignons und die Trüffeln in lockere Kellererde, und er hatte den Keller im Entenfang gar nicht genug loben können. Jetzt ſteckte er alſo unten beim Scheine ſeines Laternchens und wirtſchaftete. Er grub mit einem großen alten Blechlöffel im Schweiße ſeines Angeſichtes.

„Attention, attention," murmelte er hin und wider vor ſich hin, jedenfalls weil er fürchtete, ſeine Trüffeln mit dem Blechlöffel zu verletzen. Er war in ungeheurem Eifer und keuchte und puſtete.

Mit einemmal ſchien er endlich etwas gefunden zu haben, holte es ſachte mit dem Blechlöffel aus dem Grübchen, langte mit der andern Hand in die Taſche, praktizierte ſeine Brille heraus und ſtülpte ſie ſich, ſo gut es mit einer Hand gehen wollte, auf die lange, dünne Naſe, und danach beſchaute er ſich das Ding im Löffel mit großer Befriedigung, ſteckte es in ein altes, leeres Dütchen, das neben der Laterne lag, und machte ſich zufrieden auf den Weg.

Vor der Thür der Kummerfelden blieb er einen Augenblick unentſchloſſen ſtehen, aber ſchließlich pochte er.

Die Kummerfelden fuhr aus ihrem wehmütigen Brüten auf, und der hagere Colonel mit der brennenden Laterne hielt ihr ſchon auf der Schwelle die Düte mit dem Trüffelchen entgegen.

„Madame, Madame, wir haben — wir haben! Sie sind schon gereift!"

„Na, da weisen Sie's mal her; ei, ei, ei, wie ist denn das nur möglich um diese Jahreszeit?" sagte die Kummerfelden und setzte sich ebenfalls ihre große Brille auf die Nase.

„Macht nix, macht nix," sagte der Colonel, „im warmen Keller da macht's nix."

Und jetzt beschauten sie's miteinander, und die Kummerfelden langte in die Düte und holte das Trüffelchen heraus, schob sich die Brille bis auf die Nasenspitze und schaute über die Brille hinweg, wie die Kummerfelden das immer that, wenn sie besonders scharf sehen wollte.

„Attention! Attention!" rief der Colonel, der um das Trüffelchen besorgt schien.

„Ei du meine Güte, das ist mir aber sehr unangenehm, wie kommt denn das in meinen Keller, davon weiß ich ja gar nichts, das ist ja wohl der Mauerschwamm." Die Kummerfelden drückte das verschrumpelte Ding zwischen ihren kleinen Fingern und roch daran; „oder ein vertrocknetes Kartöffelchen."

„Attention! Attention!" rief der Colonel und nahm es ihr weg und steckte es wieder in das Dütchen. „Ah, Mauerschwamm!" sagte er wegwerfend, „Madame kennt keine Trüffeln. Su noël brauch' ich Trüffel, Madame wird sehen."

„Na, um Gottes willen, das Ding soll doch nicht etwa gekocht werden?"

„Ah bah!" sagte der Franzose.

„Ja nich etwa," meinte die Kummerfelden.

„Glauben Madame, daß ich etwas andres kochen werde als ein Trüffel? Ich bin sehr geschickt im Kochen, ich weiß so etwas. Ich koche viel, sehr oft. Madame oben," er wies zur Decke hinauf, „liebt nicht su kochen — kann auch nur schlecht. Ein civet de lièvre kann sie nicht." Der Colonel machte wieder einen Rüssel und spitzte die Finger und schnalzte und warf den Kopf zurück. Die Laterne stand zwischen seinen langen Beinen und er selbst saß der Kummerfelden, wie es schien, zu einem längeren Schwätzchen gegenüber.

Er erzählte ihr, daß seine Madame sehr zart sei, daß er sie über alles, mehr als sein Leben liebe — dabei traten ihm die Thränen in die Augen —, daß sie manchmal mit-

einander zankten, aber immer ſehr bald Verſöhnung hätten, daß er ein kleines Kind ſich wünſche, daß er gut fände, wenn man „ſu civet de lièvre kein lièvre“ habe, „Katz ſu nehmen in der braunen Sauce ſei das ebenſo gut.“ Er erzählte weiter, wie er „den Katz fange, ganz ohne alles Geräuſch — Madame wird ſehen.“ Er erzählte auch, wie man immer friſchen Salat im Keller haben könnte, ein wunderbares Rezept dazu, dann kam er wieder auf Madame „oben“ zu ſprechen, ſchüttete der Kummerfelden ſein Herz ganz gehörig aus. Dann kam er auf die Geſundheit von Madame zu ſprechen, für was er alles Tiſanen „ſu kochen“ verſtände — für alles. Das erzählte er mit außerordentlich wichtiger Miene, mit hochgehobenen Augenbrauen. Daß kein Tag verging, an dem er ihr nicht wenigſtens eine Tiſane kochte, und daß er hoffe, daß Madame mit der Zeit immer beſſer würde, daß ſie aber die Tiſane ſehr ungern tränke, und daß er ihr immer „ſureden“ müßte.

„Madame ſind ſehr ſtill heute,“ ſagte er, als es ihm auffiel, daß die Kummerfelden ſeinen Redeſtrom nur äußerſt ſelten und geringfügig unterbrach. „Madame haben ein etwas langes Geſicht. Ich gehe hinauf und bringe Madame eine von mein Tiſane.“

„I gar,“ ſagte die Kummerfelden.

„Wenn ich ſage, dann ſag' ich!“ Der Colonel zog die Augenbrauen wieder hoch. „Madame oben ſagt geradeſo, aber da iſt nichts, wenn ein Tiſane getrunken ſein muß, dann muß ſein!“ Jetzt bemerkte er auf dem Tiſch noch der Fabianen und der Muskuluſen ihre Rollen liegen und zwei Bände Shakeſpeare. „Madame haben ſtudiert?“ rief er, „darf ich ſehen?“ Und er nahm die Rolle des Romeo. „Ah, Komödie, Madame ſtudieren noch immer.“ Er verbeugte ſich achtungsvoll. „Man hat mir geſagt, daß Madame eine große, ſehr berühmte Actrice war.“

Das that der Kummerfelden wohl und ſie zog freundlichere Saiten auf.

Der Colonel guckte immer noch mit hochgehobenen Augenbrauen in die Rolle. „Sähr ſcheen, ſähr ſcheen!“ ſagte er höflich.

Da fuhr der Kummerfelden eine Idee durch den Kopf, eine glückliche oder unglückliche, wie man will. Und es

währte gar nicht übermäßig lange, da ſaßen die beiden, der Colonel und die Kummerfelden, bei einander, und der Colonel hörte geſpannt und außerordentlich erregt zu.

Er hatte ſich eben vollkommen bereit erklärt, die Rolle des Romeo zu übernehmen.

„Das war ein vorſüglicher Gedanke!“ rief er ein übers andre Mal. „Ich werde ſtudieren, o ich werde ſtudieren, da verlaſſen ſich Madame darauf. Es wird ſcheen gehen, fähr ſcheen.“ Jetzt ſtand er auf und lief im Zimmer auf und nieder, während die Kummerfelden in Begeiſterung ihm den Gang der Tragödie auf das ausführlichſte mitteilte und die Scenen, die er mit ihr zu ſpielen hatte, beſonders markierte. „Jawohl, jawohl,“ ſagte er, „das iſt alles gut, aber Madame muſſen fuerſt oben ſtehen,“ er zeigte zum Allerheiligſten hinauf, „und ich unten. Sehen Madame, das würde fähr gut gehen, dann markieren wir Balkon mit ein Betttuch, wo ich überſteige. Madame ſollen ſehen!“

Das leuchtete der Kummerfelden ein. Sie gab dem Colonel die Rolle mit, band ſie ihm ganz beſonders auf die Seele, weil die Rolle ein wertes Angedenken ſei, und erklärte ſich nun auch bereit, um dem guten Colonel auch einen Gefallen zu thun, die Tiſane, die er ihr noch heute bringen würde, zu trinken.

Und er brachte die Tiſane, und ſeine Frau kam mit ihm und lachte in einem fort. „Gott, ach Gott,“ ſagte ſie, „jetzt fängt er auch mit Madame Kummerfelden an!“

Und ſie blieben beide ſo lange, bis die Kummerfelden den letzten Tropfen getrunken hatte und ſich ſchüttelte, denn der Colonel hatte ihr etwas ſehr Bitteres gebracht.

„Ja, du meine Güte, was war denn das?“ frug ſie.

Da machte der Colonel ein ganz beſonders wichtiges Geſicht und ſchwieg, und die Frau lachte wieder und ſagte: „Ach Gott, da kennen Sie ihn aber ſchlecht, das ſagt er nie.“

Und ſo war es auch. Er ſagte es nicht.

Der Kummerfelden bekam es aber ganz gut. Von jetzt an aber war es bei den Mietern der braven Kummerfelden wirklich immer großer Spektakel. Der Colonel ſchien völlig des Kuckucks zu ſein, lief treppauf, treppab, vom Boden, wo er auch fortwährend etwas zu thun hatte, hinunter in den

Keller zu ſeinen Trüffeln, und ſprach unausgeſetzt mit tiefem Gefühl vor ſich hin. Niemand wußte, was, nur die Kummerfelden wußte es ganz genau. Das war eben zu jener Zeit, als Röſe, das Ratsmädel, in der Nähſchule Betrachtungen über die unruhigen Mieter ihrer Nähmeiſterin anſtellte.

Was er auf dem Boden trieb, wußte die Kummerfelden ebenfalls auch ganz genau Es war ihr durchaus nicht unbekannt, daß er dort den Katzen nachging und Fallen geſtellt hatte und ewig auf der Lauer lag.

Der Colonel war ein eifriger Mann, machte auch Anſtalten, ſich in Weimar als Tanzmeiſter aufzuthun; er hatte immer etwas im Treiben. Und mit Befriedigung bemerkte die Kummerfelden, wie eifrig er es auch mit ſeiner Rolle nahm. Eins war ihr nicht recht, daß er bei jeder Gelegenheit zu ihr in die Stube „gequitſcht" kam, auch während der Nähſtunde. Immer war im Hauſe etwas los, was die Kummerfelden durchaus wiſſen mußte.

Bald hatte er etwas von der Frau zu klatſchen und kam wegen einer ehelichen Streitſache um Rat zu fragen, bald wollte er ein Endchen Bindfaden, bald eine Schere, bald brauchte er ein Ei oder einen Apfel zu einer Sauce, bald kam er, um die Kummerfelden an einer köſtlichen Tiſane riechen zu laſſen, die ſeine Frau nicht zu ſich nehmen wollte und die er deshalb in wütender Erregung zum Koſten herumtrug.

Einmal kam er auch mit bluttriefenden Händen hereingeſtürzt in die Nähſtunde und trug ein Geſchöpf, das große Aehnlichkeit mit einem abgezogenen Haſen hatte, und hielt es triumphierend der Kummerfelden vor die Naſe, die aber einen ſolchen Entſetzensſchrei that und ſo von Ekel geſchüttelt wurde, wie es ſich kaum mit dem Anblick eines ſtrammen Haſenbratens vertrug. Das mit dem Haſenbraten wird man mir nun wieder nicht glauben wollen und meinen, ich oder die Kummerfelden haben gelogen. Aber, Gott bewahre, es hat ſich alles ſo zugetragen und die Kummerfelden hat es ihrerzeit oftmals erzählt.

Die Mädchen in der Nähſchule hatten viel zu kichern, und das war der Kummerfelden durchaus nicht recht.

* * *

„Wiſſen Madame, es wird jetzt gehen," meinte eines ſchönen Tages der Colonel, und ſo verabredeten ſie beide, die erſte Probe, nachdem die Nähſchule zu Ende war und der Entenfang einſam im Schnee lag, miteinander abzuhalten.

„Aber bei Licht," ſagte die Kummerfelden.

„Na—atirlich," ſtimmte der elſäſſiſche Franzoſe bei.

Nun hatte es die Kummerfelden alſo doch erreicht. Wieder ſchlüpfte ſie, ſobald die Mädchen fort waren, in das Kleid mit den großen ſeidenen Blumen und ſetzte ſich die weiße große Haube mit der blaßroten Schleife wieder auf und wuſch ſich das Geſicht mit ihrem berühmten Kummerfeldſchen Waſchwaſſer ab, das noch immer jetzt in den Weimarſchen Apotheken für Frauenzimmer, die etwas für ihre Schönheit thun wollen, zu haben iſt. Sie hatte ſich auch zwei Wachskerzen gekauft, damit Julia oder Romeo der Mühe enthoben waren, das Unſchlittlicht alle Naſenlang zu ſchneuzen.

So erwartete Julia ihren Romeo.

Statt dieſem ſchellte es aber ganz gewaltig an der Hausthür, und die Fabianen kam hereingetappt und wollte ſich häuslich niederlaſſen.

Das aber kam der Kummerfelden ſehr in die Quere. Und die Fabianen fand, daß ſie äußerſt kühl empfangen wurde.

„Na, was haſt du denn?" frug ſie.

„J, zu Tiburtſiuſens muß ich gehen," log die Kummerfelden.

„Na nu, das muß ich aber ſagen, Kummerfelden, Wachslichter brennſt du wie bei Hofe, du mußt doch gar nicht mehr wiſſen, wo du vor Hochmut 'naus ſollſt, un zwei gar auf einmal — was is mir denn mit dir? — Un geputzt wie 'n Pfau! — Kummerfelden, Kummerfelden!"

„Du biſt wohl vom Magiſtrat als Polizeier angeſtellt, ſcheint mir. Mit deinen großen Augen — was fährſt du denn überall herum — lern lieber leſen — du," ſagte die Kummerfelden ganz wütend.

„Eine hübſche Laune, boshaftes Dingen! Was haſt du denn nur? Geh, mach dich fertig, ich bring' dich zu Tiburtſiuſens."

Das fuhr der Kummerfelden wie ein Schreck durch die Glieder. Die Fabianen abzuſchütteln, das war ja die reine Unmöglichkeit. Und um keinen Preis hätte ſie der Fabianen geſagt, wen ſie erwartete und als was ſie ihn erwartete. So wurde ſie ſchließlich ganz grob und unverblümt und ſagte, daß ſie gar niemanden brauchte, daß ſie ſchon den Weg zu Tiburtſiuſens allein finden könnte, und ſo einen Polizeier wollte ſie ſchon gar nicht.

Die arme Fabianen wußte nicht, was ſie von ihrer guten Kummerfelden denken ſollte, und in ihrer Gutmütigkeit frug ſie die kleine, ungezogene, alte Frau, ob ſie vielleicht gar Fieber hätte, und griff ihr ſachverſtändig nach dem Puls.

Aber ſchließlich ging ſie und zwar ziemlich aufgebracht, ſoweit das bei ihrer großen, ſchwerfälligen Perſon möglich war.

Wie ſie ein gutes Stück ſchon den Entenfang hinter ſich hatte und die hellen Fenſter noch immer in den Schnee hinausleuchteten — die Fabianen war gehörig langſam gegangen, um die Kummerfelden wirklich aus dem Hauſe treten zu ſehen, denn es war ihr die Einladung zu Tiburtſiuſens gar nicht geheuer vorgekommen —, da machte ſie plötzlich Kehrt und trottete dem Entenfang wieder zu. „Wart, du alte Lügenhanne," dachte ſie, „die Tiburtſiuſen iſt ja heute zu dem großen Trafik bei der Schopenhauern geladen." Das hatte ſie zufällig erfahren und es war ihr plötzlich eingefallen. „So eine Verkommenheit, ſo zu lügen! und das konnte ſie alſo wirklich, die Alte, ihre beſte Freundin ſo miſerabel anlügen!"

Die Fabianen ſchob jetzt ganz energiſch vorwärts durch ein dichtes Flockengewimmel, und vor dem hellen, zugefrorenen Fenſterchen des Entenfanges machte ſie Halt. Wie die Scheiben glitzerten!

Die große Frau fuhr mit ihrem Geſicht an den gefrorenen Scheiben hin, um etwa doch ein Löchelchen zu entdecken, das ihr geſtattete, in den fürſtlich erleuchteten Entenfang hineinzublicken, und da hatte ſie auch ſchon eins; aber ſie mußte ſo krumm ſtehen wie ein Flitzbogen, und das war beſchwerlich. Der Schnee fiel auf ihren breiten, runden Buckel wie auf einen filzüberzogenen Hügel, und im Nu

war der Buckel ſchneeblütenweiß, beſonders da die Fabianen ſich nicht mit einem einzigen Ruck rührte. Sie ſtand wie gefroren, und in die Schneedecke auf ihrem großen, runden Rücken kam auch nicht ein einziges Rißchen. Ein Seufzer, eine Art Stöhnen rang ſich aus der gepreßten Bruſt des großen Weibes, und der Schnee fiel immer dichter und dichter.

Das war ja wirklich, um den eigenen Augen nicht zu trauen, eine Vorſpiegelung der Hölle! Die Kummerfelden oben im Allerheiligſten und der zehnmal verdammte Colonel unten geſtikulierend und ſchwadronierend — Gott weiß was —, und mit den Händen alle Naſenlang aufs Herz gefahren, als wenn es ihm davonrennen wollte und er es feſthalten müßte, und das Maul ſo ſpitz und lecker, als wäre er dabei, daß er Sirup lecken ſollte, und dann ſetzte er ſich auf die Kniee — aber das verdammte Löchelchen im gefrorenen Fenſter! da mußte es natürlich ganz unten ſein! und außerdem war es auch durchaus nicht ſo klar, wie die Fabianen jetzt gewünſcht hätte, um einen vollen Einblick in die ganze Schändlichkeit zu thun.

Von der Kummerfelden ſah ſie nur, daß die ſich vom Allerheiligſten zum Colonel herabbog, aber ſie konnte eigentlich nur die Haube mit der blaßroſa Schleife ſehen. Aber wie ſie ſprach, die Kummerfelden, das ging der Fabianen doch durch Mark und Bein — ſo niederträchtig verliebt! dieſe alte, einſt ſo brave Frau. Und jetzt, allmächtiger Gott! jetzt ſtieg der Colonel zum Allerheiligſten hinauf; aber wie ſtieg er denn? Das waren ja doch ganz bequeme Stufen. Und die Fabianen ſah jetzt gerade nur die Beine des Colonels, und die machten die wunderlichſten Anſtalten. Er hob ſie ungeheuer hoch in die Höhe und trat auf einige Stufen mehreremal, und jetzt ſah auch die Fabianen, daß er einen Strick hatte, der oben im Allerheiligſten irgendwo angebunden ſein mußte und an dem er ſich hinaufzog. „Was war denn das! um Himmels willen!“

Hätte die Fabianen eine Ahnung von der Balkonſcene gehabt, wäre ihr vielleicht ein Licht aufgegangen, aber in dergleichen Dingen war ſie völlig unſchuldig, und die paar Worte, die ſie ſelbſt als Romeo geleſen, waren ſpurlos an ihr vorübergegangen und hatten ſie auf nichts weiter ſchließen laſſen.

Digitized by Google

Jetzt war der Colonel aber oben, und, wie die Fabianen deutlich ſehen konnte, in den Armen der Kummerfelden. Er hockte vor ihr und ſie war über ihn gebeugt und hielt ihn umſchlungen, und ohne die einzelnen Worte verſtehen zu können, hörte die Fabianen, wie ſie wie die Verrückten miteinander ſprachen, mit einem Feuer — großer Gott, daß ſo eine alte Frau noch ſo viel Feuer haben konnte, das war ja ſchauderhaft, und auch der niederträchtige, abgelederte Franzoſe; aber die Mannsleute, das iſt was andres, die können nie ein Ende finden, und dürres Holz fängt leicht Feuer. Aber die Kummerfelden! Ihre alte Kummerfelden, die ausgezeichnete Frau, die Lehrmeiſterin ſo vieler unſchuldiger Mädchen! Und wie hatte ſie immer zu der Kummerfelden aufgeblickt! Und wie war es immer gemütlich bei der Kummerfelden geweſen! Und jetzt — dieſe Verworfenheit, dieſe miſerable Geſchichte! Die Fabianen war außer ſich: „Da glaub' einer noch an die Menſchen!“

Sie konnte nicht mehr durch das Löchelchen ſchauen — „um die Welt nicht“. Mit einem Krach richtete ſie ſich aus ihrer langen Erſtarrung auf, worauf auf ihrem Rücken ein wahres Schneegeſchiebe entſtand.

Wie vernichtet blieb ſie ſtehen. Solche Schlechtigkeit in ihrer allernächſten Nähe, ausgeübt von einer Perſon, die ihr ſo hoch und heilig geſtanden hatte wie die Kummerfelden!

Ganz gebrochen und langſam ſtapfte das große Weib heimwärts wie ein wandelnder Schneemann. Auf ihrer Pelzhaube hatte der Schnee ſich zu einer ſonderbaren Spitze angehäuft, und zwiſchen den Loriumſchlingungen waren ganze Schneefelder. Von dieſem Tage an wollte ſie mit keinem Schritt wieder über die Schwelle des Entenfangs treten. Und es ſchien ihr, als hätte ſie eine trauliche Heimat verloren.

Die Kummerfelden und der Colonel aber trieben mit viel Glück das Spiel weiter. Und der Kummerfelden war es, als atmete ſie nach langem, hartem Winter endlich wieder Frühlingsluft.

* * *

Der Weihnachtsabend war herangebrochen. In dem in Schnee gehüllten Städtchen war ein eifriges Treiben, zwischen den hohen Schneewällen drängten sich die Leute. Die Pfefferkuchenbuden auf dem Markte wurden gewaltig in Anspruch genommen, und wie Ameisen zogen die in Pelz und Mäntel eingewickelten Weimaraner mit Pfefferkuchenherzen und -reitern und Pfefferscheiben heim, und aus allen Häusern roch es nach Schüttchen. Warme, duftende Luftströme begegneten den eilenden Leuten mitten in der Kälte und ließen sie wohlgefällig aufatmen. Kleine Moospyramiden, um die her Wollschäfchen standen, wurden zum Verkauf ausgeboten, und Krippen und Gärtchen mit Hirten und Herde, denn damals vertrat bei den meisten Leuten noch das Moospyramidchen mit Lichtern besteckt den Tannenbaum. Und es war auch hübsch, so eine kleine Pyramide, sie sprach auch zum Herzen.

Da gab es ganz winzige kleine für ein einziges Lichtchen und wieder große für zwanzig, dreißig. Und kleine Zuckerkringel hingen die Leute auch daran. Der Weihnachtsengel stand auf ganz großen Pyramiden oben auf der Spitze, und um den Fuß dieser grünen Pyramiden sah man die heilige Familie mit Ochs und Eselein.

In jedem Haus gab's Karpfen und vorher Heringsalat.

Weihnachtsabend ist immer und zu jeder Zeit im alten Weimar ein Herzensfest gewesen, bei dem es den Leuten im harten Winter fröhlich zu Mute wurde.

Und wenn sie das Weihnachtslied vom Turme bliesen, das hat noch jedem Weimaraner tief in der Seele geklungen, freudig, hoffnungsvoll, glückselig oder wehmütig zum Hinsterben, wenn es in Einsamkeit und schmerzliches Erinnern hineinklang.

Als diesmal die Töne des Weihnachtsliedes wieder über die beschneiten Dächer kamen, trafen sie, wie schon gar oft im Entenfang das einsame Herz eines guten kleinen Weibes, die brav und voller Güte und Liebenswürdigkeit mit den Dingen fertig geworden war, die das harte Leben uns Sterblichen auferlegt, und nun einsam saß mit dem schwarzen Buch in der Hand, das seinen Platz in dem seidenen Beutel über ihrem Bette hatte.

Und das meiste, was in diesem abgegriffenen Buche stand, ging sie blutwenig mehr an, Lob- und Danklieder,

Hochzeitslieder und -gebete, Gebete bei und nach der Geburt eines Kindleins, Erntegebete und Gebete gegen Teufelsanfechtung für Jungfrauen und Jünglinge, Tauflieder und -gebete, Konfirmationsgebete — all diese Dinge gingen sie nichts mehr an. Nur zwischen den Seiten, in denen die Sterbelieder und Gebete wider bösen schnellen Tod standen, lag noch eine dicke Schnur. Und gar vieles war in dem schwarzen Buch gar nicht benannt worden, mit dem sie überdies noch hatte fertig werden müssen. Da standen keine Gebete beim Herannahen des bösen Alters zu beten, keine Trostgebete für das Entschwinden der lieben guten Jugend, keine Gebete und Lieder für eine arme vergessene Schauspielerin, keine Gebete für die Not, wenn das Herz noch jung und freudig ist und der Leib welk und alt, keine Gebete für die Dämmerstunde, wenn die lieben versunkenen Gestalten uns heimsuchen und das Herz vor Sehnsucht nach ihnen brechen möchte. Deshalb ließ die Kummerfelden auch das Buch zugeklappt und hielt es nur in der Hand, und neben ihr lagen in einem Kästchen vergilbte Briefe — Liebesbriefe ihres früh verstorbenen Mannes, die las sie immer am Weihnachtsheiligenabend. Und auf den Briefen zuoberst ringelte sich ein blondes Löckchen mit einem rosaseidenen Faden umbunden — Kinderhärchen — das kleine Weib hatte auch ihr Söhnchen, ihr einziges, verlieren müssen.

Und so lagen in dem Kasten die traurigen, armseligen Schätze, die das Leben ihr eingebracht hatte, beisammen, und sie selbst saß als demütige Dienerin ihres Herrgottes und hatte keine Klage auf den Lippen, keine Bitternis im Herzen. Ihre Hand fuhr wie liebkosend über die gelben Briefe hin — und draußen klang das Weihnachtslied vom Turme.

* * *

Oben bei dem Franzosen sah es zu dieser Stunde weniger friedlich aus. Der Colonel hatte zur würdigen Feier ein wirkliches und wahrhaftiges civet de lièvre zusammengebraut aus einem wirklichen und wahrhaftigen Hasen mit langen Ohren und einem kurzen Schwanz, im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Hasen mit kurzen Ohren und langem Schwanz, der im Entenfang erjagt wurde. Er war ganz

Eifer und hatte alle Hände voll zu thun. Dazu kam noch, daß ſeine Frau ſeit Tagen ſchon ſtark verſchnupft war und ſich auch bei ihr ein Schnupfenfieberchen eingeſtellt hatte, was bei dem harten kalten Winter nicht zu verwundern war. Das gab aber dem guten Colonel ſeit Tagen ſchon Veranlaſſung, eine Tiſane nach der andern zu brauen.

Die Frau mußte zu Bette liegen und trinken und ſchlucken ohne alles Erbarmen, ſie mochte nun wollen oder nicht; und er braute unglaubliche Sachen, um ihr, wie er ſagte, möglich zu machen, daß ſie mit Genuß das civet de lièvre zu ſich nehmen könnte.

Alle Stunden kam er mit etwas anderm, und im Entenfang roch es wie in einer Apotheke zur Zeit einer Epidemie.

Die kleine Frau hatte ihren Gemahl ſchon unter Thränen gebeten, ſie zu verſchonen. Aber er ſagte immer dasſelbe: „Wenn getrunken ſein muß, muß getrunken ſein. Da iſt nichts zu ſagen. Was willſt du? Leben oder ſterben? Willſt du ſterben un mich armen Pips allein laſſen, du?“

Daraufhin trank ſie immer wieder und ſagte dann: „Nu is aber genug, Pips, weißt de, ich kann wirklich nich mehr, mei Magen thut mir weh.“

„Der Magen, ſagſt du? Wo denn? Wie denn? Der Magen muß nich weh thun, chérie, der muß nich.“ Und der Colonel, den ſeine Frau „Pips“ nannte, ging, um eine Tiſane für den Magen zuſammenzubrauen.

So trieb er's ſchon ſeit Tagen, und die arme Frau litt wirklich, eine Tiſane hatte ihr auch ſchon übel mitgeſpielt, was den Colonel in außerordentliche Aufregung verſetzte und ihm die Idee zu einer ganz neuen Art Tiſane einbrachte, um ihr zu helfen.

„Mein Gott, in deine Hände, Pips, das halte ich nich mehr aus!“ hatte ſie ſchluchzend gerufen, als ihr Herr und Meiſter ſchon wieder mit etwas Neuem daſtand. Aber was half das, Pips dokterte nun einmal dämoniſch gern und hatte ſo wie ſo nach Gottes Anordnung die Oberherrſchaft über ſein eheliches Gemahl.

Und ſo wiederholte ſich noch ein paarmal die Tiſanekocherei, bis die gute Frau ſich wieder einmal nach einer Tiſane, mit Erlaubnis zu ſagen, erbrechen mußte, da drehte ſie das Geſicht endlich zur Wand und ſagte mit matter

Stimme; „Pips, wenn's ſo fortgeht, da muß ich eben ſterben.“ Und von dieſem Augenblick an ſprach ſie keine Silbe mehr. Als Pips an ihrem Bette ſtand und ſie anredete, gab ſie keine Antwort, und als er flehte und jammerte und ſie an der Schulter rüttelte, gab ſie nur ſo eine Art ſchnappenden, quakenden Ton von ſich, der den armen Colonel außerordentlich erſchreckte.

Er lief wie beſeſſen im Zimmer umher und wußte gar nicht, was beginnen vor Aufregung. Das civet de lièvre, das immer noch ſchmorte, wollte er doch auch nicht anbrennen laſſen, und eine Tiſane wollte er doch auch in Vorrat brauen, wenn chérie wieder zu ſich kommen würde, und nach chérie, die immer noch mit dem Geſicht der Wand zugekehrt lag, mußte er doch jeden Augenblick ſehen. „Was ſoll ich nur machen, chérie, was ſoll ich nur machen?“ frug er in verzweifelten Tönen, wenn er am Fußende des Bettes ſtand, aber chérie antwortete nicht. Da ziſchte gerade der Haſe oder eine Tiſane, und er ſtürzte wie ein Beſeſſener zum Ofen und wirtſchaftete und raſſelte und wütete und kam mit eingeſchmierten ſchwarzen Fingern wieder an das Bett ſeiner Frau und jammerte und rüttelte ſie.

Wäre die Fabianen dabei geweſen, würde ſie gewiß geſagt haben: „Ein unſinniges Tier ſo 'n Franzos!“

Und mit einemmal fing er an, ſeiner Madame Liebesbezeichnungen zu geben, nannte ſie mit lauter franzöſiſchen Gemüſen und Obſten, das Leckermaul. Chérie hatte ganz recht gehabt. Unter Thränen rief er laut und verzweifelt: „O mon choufleur! mon laitue, ma petite poulette!“ dazwiſchen: „O mein Reinette à côte.“ Das iſt eine Reinette mit ſehr ſchmalen Wangen. Ein Schmeichelname, den er wahrſcheinlich für eine Halbtote paſſend hielt. Dann kamen verſchiedene Gemüſe daran und ſeine Lieblingsſpeiſen. Dann ſtürzte er wieder wie verzweifelt, in Thränen gebadet, über das Bett hin und rüttelte und ſchüttelte ſie: „Nich ſterb, nich ſterb,“ rief er flehentlich, „o — o — o, mon laitue!“

Das civet de lièvre machte ſich bemerkbar, und der arme Colonel ſtürzte wieder an den Ofen zurück und raſſelte und rührte und ſchleckte. Dazwiſchen murmelte er immer allerlei.

Wie hingeſchoſſen lag er dann vor dem Bette ſeiner Frau, ſo ging es unausgeſetzt — und chérie rührte ſich nicht.

Da kniete er vor ihr nieder und preßte ihre Hände: „Da bett doch wenigſtens, du Monſtre, wie willſt du denn ſur Säligkeit kommen. Was denkſt du denn, daß le bon Dieu is ſufrieden, wenn du ſtirbſt un nix ſagſt. Das ſprichſt du eben mit mir. Das muß ſein, chérie.“ Und nun faltete er die Hände und ſprach ein Sterbegebet. „Ich habe es ſelbſt ſuſammengeſtellt, es is gut,“ ſagte er. „O, mon Dieu, pardonnez-moi si je Vous ai méconnu jusqu'ici; désormais je veux appartenir à vous, pour le temps et pour l'éternité. Das is gut, chérie, bett nur, ſag nur was!“ rief er verzweifelt. „Wenn du nix ſagſt, chérie, wozu willſt du in die Höll gehen? Bett nur, bett nur, chérie.“ Gerade wie ſeine Tiſanen vordem, bot er ihr jetzt ſeine Gebete an, aber ſie ſagte kein Sterbenswörtchen.

„O, mon Dieu, pardonnez-moi si je Vous ai méconnu jusqu'ici —“ Dabei wirtſchaftete er irgend etwas wieder am Ofen und ſchielte zu ſeiner Frau, rückte das civet de lièvre aus der Glut und benagte ein Knöchelchen. „O c'est bon, chérie,“ rief er unter Thränen, und dann mit vollem Munde ging es wieder zum Sterbegebet über: „désormais je veux appartenir à Vous pour le temps et pour l'éternité.“

Jetzt rückte er das civet de lièvre ganz vom Ofen weg, denn es war vollſtändig gar.

„Ich werde ganz ſwack, ich muß mich ein bißchen niederlegen.“ Und er legte ſich. „Chérie,“ ſagte er und rüttelte ſie, „chérie, du haſt doch nich kalt — nich wahr, chérie?“

Da ſtieß chérie einen ganz merkwürdigen Ton aus, der wie ein Röcheln oder ein erſticktes Lachen klang, ſo etwas Aehnliches.

„Schauderhaft,“ ſagte der Colonel, und ſtreckte ſich vollends nieder.

Für eine kurze Weile war jetzt vollkommene Stille im Zimmer, das Talglicht brannte trüb, denn der Colonel hatte es den ganzen Abend nicht geſchneuzt, und im Ofen brodelte wehmütig eine Tiſane.

Da mit einemmal ſprang der Colonel mit beiden Beinen

zugleich aus dem Bett und ſtöhnte und fuhr ſich in die Haare.

„Chérie, mais, chérie! Gottes willen ſterb nich! Sie werden ſagen, daß ich dich vergiftet habe, chérie! les monstres!“ Er fuhr ſich in Verzweiflung in die weichen, dünnen Haare. „Was ſu thun? O les monstres, les monstres!“

Mit großen Schritten lief er im Zimmer auf und ab und fror an ſeinen langen nackten Beinen.

„Chérie, Fraumenſch! Sterb doch nich!“ rief er ſchluchzend und warf ſich am Bett nieder und rüttelte ſie, wobei ſie wieder einen ſo eigentümlichen Ton ausſtieß.

„Schauderhaft, chérie! Schauderhaft! Thu das nich, laß dein armes Pips nich einſpirren! Man wird dich aufſneiden, chérie, un ſehen, was du en dedans haſt, wenn du jetzt ſterbſt.“

Das ſagte er ihr, um ſie wahrſcheinlich vom Sterben abzuſchrecken. „Siehſt du, un dann wird der Pips eingeſpirrt, denn wer kann wiſſen, wie die Tiſane all miteinander in dein Leib ſuſammengekommen ſin, un wie ſie miteinander darin ausſehen. Sterb nich, Fraumenſch!“ jammerte er.

Die Angſt vor dem Eingeſperrtwerden überſtieg offenbar bei dem armen Colonel alles andre, denn mit einemmal ſprang er auf, raffte vom Tiſch und von der Kommode und vom Fenſterbrett einen ganzen Arm voll Düten und Büchſen und Gläſern zuſammen und rannte im Hemd, wie er war, und in nackten, langen Beinen zur Thür hinaus wie der Blitz.

Und als er in ein paar Sätzen unten angekommen war, riß er der Kummerfelden ihre Thür auf und ſtand dem ganz in Erinnerungen verſunkenen kleinen Weibe, das eine ſtille, gottergebene Weihnachtsfeier hielt, in ſeiner ſkandalöſen hemdenen Geſtalt mit langen, nackten Beinen gegenüber. Und die Kummerfelden ſchaute auf ihn ſo erſtarrt wie auf einen böſen Geiſt. Sie war ganz bewegungslos vor Entſetzen und konnte kein Wort hervorbringen, aber die Augen traten ihr faſt aus den Höhlen.

„In Jeſu Namen!“ ſagte ſie endlich mit wackeliger Stimme.

Der Colonel aber hatte, ohne auf ſie zu achten, in

ſeinen Düten gewirtſchaftet und hielt ihr jetzt, ohne im geringſten ſeine höchſt zweifelhafte Erſcheinung in Rechnung zu ziehen, zwei Tiſanendüten vor die Naſe.

„Riechen! Riechen, Madame!“ rief er außer ſich, „lauter gute Sach! lauter gute Tiſane, ſo geſund —“ Und wieder nahm er zwei andre Düten und hielt ſie der Kummerfelden vor die Naſe: „So gute Sach, aber Madame oben is daran geſtorben! Man wird mir einſpirren, mir arme Pips!“ rief er ſchluchzend.

Jetzt hatte die Kummerfelden ihre Beweglichkeit wieder. „Ja, du großer allmächtiger Gott!“ rief ſie. „Was ſagen Sie denn da! Jeſus, Jeſus!“ Die Kummerfelden war aufgeſtanden und hielt ſich mit zitternden Händen an der Tiſchplatte.

„Daß chérie tot is!“ ſchrie der Colonel und wirtſchaftete in ſeinen Düten und roch ſelbſt daran.

„Tot!“ rief die Kummerfelden ganz verwirrt.

„Ja,“ beſtätigte ſchluchzend der Colonel, „beinah tot!“ Das fiel ihm eben erſt wieder ein, daß ſie ja noch nicht ganz tot ſei.

„Ja, was reden Sie denn da?“ rief die Kummerfelden, „tot iſt doch was andres wie beinahe tot. Und wie ſehen Sie denn aus?“ — die Kummerfelden vermied es, ihn anzuſehen — „das iſt ja ein Skandal!“

„Jawohl, ein Skandal!“ rief der Colonel wütend, „wenn die Frau tot is, da denkt man nicht an ſo was. Sie — Sie haben ja auch ein Hemd an unter Ihre geblümte Kleid — Sie, das is menſcherlich — da is gar nix ſu ach — ach — ach — un ſu o — o — o! Und die Monſtres, die Leut, werden ſagen: ‚chérie is geſtorben an Tiſane.‘ Sie werden chérie aufſchneiden — und ich werd eingeſpirrt, ich!“ Das ſagte er mit großer Beſtimmtheit.

In dieſem Augenblick ſchellte es an der Hausthürklingel ſo fürchterlich, ſo wütend, ſo herzzerreißend.

Draußen ſtand die Fabianen ganz deſperat, wutſchnaubend und verzweifelt. Sie hatte doch nicht umhin gekonnt, den Weihnachtsheiligenabend nach ihrer alten Kameradin, der verkommenen Seele, einmal zu ſchauen, wenn auch nur wieder durch ein Löchelchen im gefrorenen Fenſter, denn ſo bald konnte ſie es nicht über das Herz bringen trotz aller

Sehnſucht, die Schwelle der Kummerfelden wieder zu überſchreiten.

Nein, nach dem, was ſie geſehen, war ihr das Bild der alten Frau ganz gewaltig getrübt, und ſie vermochte nur mit tiefſtem Schmerz an ſie zu denken, und bewahrte in ihrem Herzen das Geheimnis, was die Kummerfelden nach der Nähſtunde hinter den gefrorenen Fenſtern im Entenfang trieb. Und als ſie diesmal wieder im tiefen Schnee ein Löchelchen in der Eiskruſte am Fenſter gefunden hatte, war ſie zu einer ſchönen Beſcherung gekommen, da mußte ſie draußen in der Kälte vor dem gefrorenen Fenſter erröten wie ein Backofen. Es trieb ihr ordentlich den Schweiß. So ein Schamgefühl hatte ſie ihr Lebtag noch nicht gehabt, und ſie ſtürzte zur Klingel und läutete in ihrer ſittlichen ſchmerzlichen Empörung Feuer in ihrer großen Scham über die Entartung der Kummerfelden, um zu retten, was noch zu retten war. Und die Kummerfelden, die mit einemmal von allen Seiten bedrängt wurde, trippelte zitternd hinaus, um zu ſehen, was es gäbe, und ließ den Hemdenmatz mit ſeinen Düten ganz beſtürzt im Zimmer zurück und ſtand im Augenblick darauf der Fabianen gegenüber, von der ſie wie von einer großen Rieſenkatze angepuſtet wurde und die ſie beim Hereinkommen mit Millionen Eiskryſtallen überſtäubte.

„Wo iſt er denn? Wo iſt er denn?“ rief die Fabianen mit der Stimme eines ſtrafenden Propheten und überrannte die Kummerfelden faſt, die gar nicht wußte, was um Himmels willen ſie denken ſollte.

Die Fabianen ſtürzte ins Zimmer wie eine Lokomotive, die es freilich damals noch nicht gab, und puſtete und brauſte und ziſchte, und kein Menſch konnte bei dieſem Rieſenlärm, den ſie machte, zu Worte kommen. Niemand verſtand einander, ſo donnerte die Fabianen in ihrem unwiderſtehlichen Lauf der Gefühle, und ſo ſchnatterte Pips, der Colonel, und ſprang im Hemde wie ein Narr umher und wollte mitten im Weltuntergang die beiden Weiber durchaus an den Tiſanen riechen laſſen.

Und um das unverſtändliche Durcheinander im Entenfang voll zu machen, da kamen noch zwei durch den Schnee dem Entenfang zu angetappt, zwei glückſelige Kreaturen in voller Weihnachtsfreude, und dufteten nach Pfefferkuchen,

und den Karpfen hatten ſie daheim in der Wünſchengaſſe ſchon längſt gegeſſen und Wein hatten ſie getrunken, und mit den drei Freunden Budang, Ernſt Schiller und Franz Horny waren ſie in den Straßen herumgelaufen unter Weihnachtsgeläut und hatten den Leuten in die Fenſter geſchaut und geſehen, wie die Pyramidchen, die großen und die winzigen, gebrannt haben, und eine Beſcherung hatten ſie bekommen, grüne Schuh und diesmal roſa Schürzenbänder dazu und Gingan zu ein paar Hauskleidern und Pfefferkuchen und Nüſſe und ein klein winziges Bäumchen mit einem goldenen Engel auf der Spitze, und Röſe war auch noch bei Keſſelrings oben auf dem Turm geweſen und hatte auch da oben alle Weihnachtsherrlichkeit ausgekoſtet und vom Turm geblaſen, in den Schnee hinaus über die beſchneiten Dächer hin, und jetzt kamen ſie zu guter Letzt, um der Kummerfelden ihren Weihnachten zu bringen, ein kleines Pyramidchen mit fünf Wachslichtern und ein ſelbſtgebackenes Schüttchen. Sie hatten dies Jahr zum allererſtenmal die Schüttchen ſelbſt gebacken, hatten mit Wonne bis an die Ellbogen im Teig geſteckt und die Roſinen und den Citronat ſich über die Arme ſchütten laſſen. Die Schüttchen waren übrigens excellent geraten. Und ſo brachten ſie eins im vollen Stolze mitſamt dem Pyramidchen angetragen.

Wie ſie vor dem Entenfang ſtanden, hörten ſie ein großes Gelärm und fanden die Thür offen.

„Ja du meine Güte, was iſt denn da los! Da hat ja wohl der Franzos das ganze Haus auf den Kopf geſtellt,“ meinte Röſe.

„Ach du, wenn er nur der Kummerfelden nichts zuleide gethan hat,“ ſagte Marie, die das Schüttchen trug und ſich ängſtlich an Röſe andrängte.

Verzagt traten ſie vollends ein und ſtanden mitten im Weltuntergang, der ſich im Entenfang abſpielte.

Die Fabianen ſchrie wild auf, als ſie die unſchuldigen Mädchen ſah, und ſtellte ſich wie eine ſpaniſche Wand vor den Colonel mit ausgebreiteten Röcken.

„Da ſteht ja der Franzos ganz ausgezogen!“ ſagte Röſe betreten zu Marie, die mit offenem Munde daſtand.

Und jetzt zum erſtenmal, bei der augenblicklichen Unterbrechung des Rieſenlärms, den der Colonel und die Fabianen

zuſammen machten, hörte man das Altweiberſtimmchen der Kummerfelden: „Ueber uns liegt eine todkranke Frau, da nehmt doch Vernunft an!“

„Jawohl, jawohl,“ rief der Franzoſe, „chérie iſt nun tot!“ und dabei ſchluchzte er wieder. „Un Sie verrücktes Fraumenſch“ — er blickte giftig auf die Fabianen — „Sie mit Ihre wütendes Geſchrei — Sie — Sie — Sie werde nun eingeſpirrt — eingeſtocht!“ rief er triumphierend. „Das hat chérie vollends tot gemacht — nicht die Tiſanen — Madame Kummerfelden hat daran gerochen, ſie ſind gut, die Tiſanen, hat ſie geſagt, daran ſtirbt keine Menſchenſeele, die ſin geſund; auch wenn eins viele Tiſane ſuſammen trinkt, hat ſie geſagt.“

Daran war freilich kein Wort wahr, aber was ſchadete das in dem großen Wirrwarr, in dem ſo wie ſo längſt niemand mehr etwas verſtand.

„Oben liegt eine Todkranke auch noch! Das iſt ja allerliebſt!“ tobte die Fabianen. „Kummerfelden, du verdorbene Seele —“

„Ja, was haſt du denn nur, Fabianen, da nimm doch endlich Vernunft an. Der Mann da“ — „Colonel“ konnte die Kummerfelden den miſerablen Hemdenmatz unmöglich titulieren — „iſt gekommen, um mich zu ſeiner todkranken Frau zu holen, und du hältſt ihn da auf und lärmſt — mein Gott ja, er iſt ja im Hemd, aber ſo in der Todesangſt, da denkt der Menſch eben an nichts. Jetzt kommt 'nauf, damit wir ſehen, was mit der armen Frau iſt.“ Die Kummerfelden trippelte flink jetzt zur Thür hinaus, und als ſie auf der Treppe war und der Franzoſe hinter ihr und dann in einem Zug die Fabianen und die Ratsmädel, beorderte ſie den Colonel, raſch hinaufzuſpringen und ſich irgend was umzuhängen, etwa ein Betttuch, oder was er am ſchnellſten zur Hand hätte.

Sie wendeten ſich alle um und der Franzoſe ſprang die Treppe hinauf.

Dieſer Anordnung der Kummerfelden konnte die Fabianen ihre Bewunderung nicht verſagen. Und ſie meinte, daß in der Kummerfelden doch noch nicht alles weibliche Anſtandsgefühl untergegangen wäre.

Als oben aber die Thür geöffnet war, da ertönte ein

Schrei, den der Franzoſe ausgeſtoßen hatte, ein ganz entſetzlicher Schrei, der allen das Blut erſtarren ließ, ſo daß ſie ſich nicht vor- und nicht rückwärts getrauten.

Aber ſchließlich faßte die Kummerfelden Mut und tappte die Treppe hinauf. Und jetzt ſtanden ſie alle vor der offenen Thür, das Talglicht brannte hell im Zimmer, denn es war geſchneuzt.

Und nun ſchauten ſie alle miteinander hinein. Da ſahen ſie chérie auf dem Bettrand ſitzen, vollkommen angezogen, nur in einen Strumpf ſchlüpfte ſie noch eben, und lachte in ſich hinein, daß die ganze Perſon zitterte, und lachte jetzt ganz laut, als wollte ſie ſich vor Lachen ausſchütten, und der Colonel ſtand wie eine Bildſäule, immer noch mit den Tiſanendüten im Arm, und hatte nichts umgehängt und ſtarrte auf chérie.

„Ach Gott, ach Gott, ach Gott, was der geglaubt hat!“ kicherte chérie. „Ach Pips!“ und war nun auch vollends im Strumpfe.

„Monſtre!“ ſchrie der Colonel, „Monſtre!“ Und die beiden Ratsmädchen, die für alle Art toller Streiche ein ahnungsvolles Verſtändnis hatten, fingen zuerſt an zu lachen.

# Werke von Helene Böhlau.

---

**Das Recht der Mutter.** Roman. Zweite Auflage. M. 6.—, geb. M. 7.50. F. Fontane & Co., Berlin.

**Der Rangierbahnhof.** Roman. Zweite Auflage. M. 4.—, geb. M. 5.— F. Fontane & Co., Berlin.

**Rathsmädelgeschichten.** Vierte Auflage. M. 3.60, geb. M. 4.60. J. C. C. Bruns, Minden i. W.

**Herzenswahn.** Roman. M. 3.60, geb. M. 4.60. J. C. C. Bruns, Minden i. W.

**Im Trosse der Kunst.** Novellen. M. 3.60, geb. M. 4.60. J. C. C. Bruns, Minden i. W.

**Reines Herzens schuldig.** Roman. M. 6.—, geb. M. 7.— J. C. C. Bruns, Minden i. W.

**Im frischen Wasser.** Roman in zwei Bänden. M. 1.—, geb. M. 1.50. J. Engelhorn, Stuttgart

**Novellen:** Der schöne Valentin, Die alten Leutchen. M. 5.—, geb. M. 6.50. Gebr. Paetel, Berlin.

**Novellen:** Im Banne des Todes, Salin Kaliske, Maleen. M. 5.—, geb. M. 6.20. W. Hertz, Berlin.

**Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten.** 50 Pfennig, gebunden 75 Pfennig. J. Engelhorn, Stuttgart.

---

Digitized by Google

## Empfehlenswerte Werke

aus dem Verlage von

## J. Engelhorn in Stuttgart.

# Die Elektricität

und ihre Anwendungen.

**Ein Lehr- und Lesebuch**

von

**Dr. L. Graetz,**

a. o. Professor an der Universität München.

Sechste, vielfach umgearbeitete und vermehrte Auflage.
Mit 443 Abbildungen.

Preis M. 7.—, gebunden M. 8.—

---

# Die Sitten

## der guten Gesellschaft.

Ein Ratgeber

für das Leben in und außer dem Hause.

Von

**Marie Calm.**

Mit Illustrationen von A. Langhammer.

Elegant gebunden M. 5.50, mit Goldschnitt M. 6.—

---

## Neunter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses.
3. Savage, Meine offizielle Frau.
4. Zehren, Sein Genius.
5. 6. Croker, Ein Zugvogel.
7. Filon, Violette Merian.
8. Lay, Fräulein Kapitän.
9. 10. Gordon, Ein puritanischer Heide.
11. Coppée, Das Stück Brot und andere Geschichten.
12. Bret Harte, In der Prairie verlassen.
13. 14. de Berkeley, Zwischen Lipp' und Kelchesrand.
15. Conway, Mein erster Klient und andere Geschichten.
16. de Tinseau, Auf steinigen Pfaden.
17-19. Malot, Heimatlos.
20. v. Heigel, Baronin Müller.
21. Mairet, In guter Hut.
22. Eckstein, Das Kind.
23. 24. Warden, Das Haus am Moor.
25. Serao, Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent.
26. Toudouze, Des Seemanns Tagebuch.

## Zehnter Jahrgang.

Band

1. 2. Cherbuliez, Das Geheimnis des Hauslehrers.
3. v. Wildenbruch, Das wandernde Licht.
4. St. Aubyn, Einer alten Jungfer Liebestraum.
5. Schubin, Schatten.
6. 7. Croker, Unerwartet.
8. Franzos, Ein Opfer.
9. 10. Nielsen, Die Möwe.
11. Simmy, Geopfert.
12. Dick-May, Unheimliche Geschichten.
13. 14. v. Bülow, Margarete und Ludwig.
15. Mrs. Oliphant, Die Herzogstochter.
16. Daudet, Briefe aus meiner Mühle.
17. 18. Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
19. v. Roberts, Lou.
20. Lie, Hof Gilje.
21. 22. de Marchi, Don Cirillos Hut.
23. Schultz, Jean von Kerdren.
24. Vilinger, Unter Bauern.
25. 26. Savage, Prinz Schamyls Brautwerbung.

## Elfter Jahrgang.

Band

1 2. Ohnet, Das Recht des Kindes.
3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
4. Peard, Mademoiselle.
5. 6. Bourget, Kosmopolis.
7. Stockton, Eine schnurrige Geschichte.
8. Coppée, Die wahren Reichen.
9. 10. Bock, Simson und Delila.
11. Jókai, Die gelbe Rose.
12. Grévilie, Verloren.
13. 14. Croker, Zwei Herren.
15. de Amicis, Eine Schultragödie.
16. Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
17. 18. Spielhagen, Sus.
19. Tim.
20. Munch, Frauen.
21. 22. de Berkeley, Die alte Geschichte.
23. v. Heigel, Der Sänger.
24. Sims, Möblierte Wohnungen.
25. 26. Clifford, Tante Anna.

## Zwölfter Jahrgang.

Band

1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleicherinnen.
3. Ottolengui, D. Kameenknopf.
4. Claretie, Die Cigarette und andere Geschichten.
5. 6. Benson, Dodo.
7. Zehren, Die Brüder.
8. Howells, Pflichtgefühl.
9. 10. v. Roberts, Revanche!
11. Serrao, Pinsel und Meißel.
12. v. Gersdorff, Schwere Frage.
13. 14. Rameau, Das Magdalenenhaar.
15. Moore, Der Verkauf einer Seele.
16. Savage, Wandelbilder.
17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht.
19. Jerome, Roman-Studien.
20. Busse, Jugendstürme.
21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit.
23. van Horst, Verbotene Frucht.
24. Moeller, Gold und Ehre.
25. 26. Jota, Eine gelbe Aster.

# Dreizehnter Jahrgang.

**Villa Falconieri.** Von R. Voß. 2 Bde.
Mit wahrhaft berauschender Glut der Schilderung zaubert uns der berühmte Dichter in seinem prächtigen Roman den Frühling der Campagna di Roma und des Albanergebirgs mit seiner märchenhaften Blumenfülle vor Augen, und mächtig ergreift uns das Schicksal der Menschen voll echter Leidenschaft, die er in dieser großartigen, stil- und stimmungsvollen Umgebung lieben und leiden läßt.

**Die Tochter des Abgeordneten.** Von Georges Ohnet.
In diesem glänzend geschriebenen Roman bietet Ohnets vielseitiges und fruchtbares Talent eine seiner reifsten Früchte. Die große Schar der Freunde und Verehrer des gefeierten Erzählers wird dieses Buch namentlich auch darum noch vermehren, weil es sich auch zur Lektüre für junge Mädchen eignet.

**Die Siegerin.** Von Hans Hopfen.
Einem neuen Buche von Hans Hopfen können wir keine bessere Empfehlung mit auf den Weg geben als die, daß es ein „echter Hopfen" ist.

**Eine dritte Person.** Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Abglanz der Sonne Indiens, dem Schauplatze der meisten Crokerschen Romane, durchwärmt und verklärt gleichsam die Geschichten dieser mit Recht so beliebten Erzählerin und verleiht ihnen einen romantischen Schimmer, der den Leser unwiderstehlich gefangen nimmt.

**Flederwischs Heirat.** Von Gyp. Aus dem Französischen.
Die Heldin dieser Geschichte, der „Flederwisch", ist ein entzückendes Geschöpfchen, dessen köstliche Naivetät und neckischer Humor wahrhaft herzerquickend wirken.

**Eine internationale Ehe.** Von Madame Bigot. Aus dem Englischen.
Ein glücklich gewählter Stoff, ein interessantes, gut beobachtetes Milieu und eine reich bewegte Handlung vereinigen sich in diesem flott geschriebenen Roman zu einem wohlgelungenen, wirkungsvollen Ganzen.

**Sich selber treu.** Von M. Gerbrandt. 2 Bände.
Warmherzige Menschen von reich entwickeltem Gefühlsleben treten uns in diesem hochgestimmten Roman entgegen, in dem sich die begabte Verfasserin als eine Seelenkennerin von feiner poetischer Empfindung und abgeklärter Kunstanschauung erweist.

**Islandfischer.** Von Pierre Loti. Aus dem Französischen.
Mit der Einreihung von Lotis berühmtem Roman, diesem Hohenlied der See und der Liebe, in unsre Sammlung erfüllen wir einen Wunsch vieler unsrer Leser.

**Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten.** Von Helene Böhlau.
Wahre Kabinettstücke stimmungsvoller Kleinmalerei und gemütvollen, schalkhaften Humors sind auch diese neuen Böhlauschen Ratsmädelgeschichten, in denen wir einen Hauch aus Weimars großer Zeit verspüren.

**Die weißen Felsen.** Von Edouard Rod. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein vortreffliches Buch von ernstem Grundton, reich an Gedanken und fein beobachteten Zügen, dabei von hoher künstlerischer Wahrheit.

**Der Herr Stationschef.** Von Karl von Heigel.
Eine der besten Arbeiten Heigels. Das Drama, das sich zwischen vier Wänden abspielt, kommt in tausend Familien vor, ist aber darum nicht minder erschütternd und beherzigenswert. Die überraschende und doch einzig richtige Lösung ist in ihrer Knappheit und Wucht von größter Wirkung.

**Ein Reiseabenteuer.** Von Charles de Berkeley. Aus dem Französischen.
De Berkeley ist eine ganz für sich stehende litterarische Erscheinung, ohne jede Anlehnung an eine bestimmte Richtung. Daß er aber fesselnd und originell zu erzählen weiß, dafür liefert die vorliegende spannende Geschichte mit ihrem geheimnisvollen Reiz den vollgültigen Beweis.

**Die Hexe von Harlem.** Von Col. Richard Henry Savage. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Das starke und urwüchsige Talent des Verfassers von „Meine offizielle Frau", der es wie wenige versteht, den Leser in atemloser Spannung zu erhalten, bekundet sich auch in der „Hexe von Harlem", einem Roman von überaus bewegter und dramatischer Handlung.

**Königstigerin.** Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Nicht mit dem Maßstab kühler nordischer Gefühlsnüchternheit will diese Dichtung des berühmten Veristen gemessen sein. Lodert auch südliches Feuer in seiner Schilderung einer dämonischen, verzehrenden Leidenschaft, so weiß doch italienische Grazie überall die ästhetische Grenzlinie zu respektieren.

**Selbstbestimmung.** Von H. H. Boyesen. Aus dem Englischen.
Hat auch der kürzlich verstorbene Norweger in der Sprache seiner amerikanischen Adoptivheimat geschrieben, so hat er sich doch seine skandinavische Eigenart bewahrt. Allem Sensationellen abhold, legt er den ganzen Nachdruck auf die Herausarbeitung der Charaktere, die ihm denn auch meisterlich gelingt.

**Frost im Frühling.** Von Georg Menges. 2 Bände.
Warmfühlende Menschen, geistige Naturen sind es, die wir in diesem Roman, einem Künstlerroman, kennen lernen, der den Leser neben einer packenden Handlung durch psychologische Vertiefung und große Frische der Darstellung interessiert und fesselt.

Smaragda. Von August Niemann. | Gestalten voll Reiz und Leben ist und

Die farbende
derungen die
den Ramans
die blutige
jüngst erst a

Lady Hildegar
Aus dem Eng
Durch krause
Verfasserin i

Der Kraft-Ma
Wolzogen.
Dieser „hum
roman" ist ge
zeigt sich dari
Charakteristik,
gen Blättern be
so erhalten wir
bild von hohem

Die nachsteh
geeigneten

auf feines, extra
zum Preise von
Band erschienen.

Einfa

Burnett, Der
Feuillet, Das
Paul Lindau,
Voß, Kinder de
Was der heilige
v. Wolzogen,
cellenz.
v. Gersdorff, G
Savage, Meine

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DEC 13 47

S